H. G. hum.
17.c

H. g. hum.
17 b
Bibliothek

<36608307630012

<36608307630012

Bayer. Staatsbibliothek

Bibliothek
der
Damen;
oder
Sammlung
lehrreicher und angenehmer
Abhandlungen
zur Bildung, Nutzen und Vergnügen
des schönen Geschlechts.

Aus dem Französischen übersetzt.

Zittau und Görlitz
bey Adam Jacob Spiekermann.
1766.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbericht.

Das französische Original hat zum Nutzen des schönen Geschlechtes (dessen Erziehung leider in allen Ländern noch etwas zu verbessern lassen möchte) eine so allgemeine gute Absicht, daß man keinen Undank

zu verdienen glaubt, wenn man dem Publiko die besten Stücke aus den ersten beyden Theilen in einer Uebersetzung vorlegt.

Sollte das Publikum diesen Auszug nicht ungeneigt aufnehmen; so wird man nächstens mit dieser Arbeit in Ansehung der andern Theile von diesem Werke fortfahren: und in so weit hat man gegenwärtige Bogen als den ersten Theil anzusehen.

Von der Erziehung des schönen Geschlechts.

Erste Abhandlung.

Die Erziehung ist, in Ansehung dieses Geschlechtes, die Kunst, ihrem Geiste und ihrem Herzen Kenntnisse und Empfindungen einzuprägen, welche geschickt sind, um Weiber zu bilden, welche das Glück ihrer Männer machen; Mütter, die ihre Kinder zu erziehen vermögen; und Frauenzimmer, die noch mehr durch ihre Tugenden, als durch ihre Gaben und Anmuth, die Zierde der Gesellschaft sind. Von der ersten Vorbereitung zu diesen glücklichen Eindrücken.

Es ist nicht gut, daß der Mann allein sey: der Urheber der Natur hat ihm eine Gehülfin gegeben, und sie mit allen Vollkommenheiten des Leibes und des Herzens, mit einer freudigen Schönheit und äusersten Empfindlichkeit zu schmücken Sorge getragen. Er that noch mehr: er wollte, daß der Mann, durch Anreizung eines reinen und lebhaften Vergnügens, sich gegen sie hingerissen fühlen sollte; und daß er bey ihrer Annäherung ein sanftes Schauern, den angenehmen Anfang des Glückes, empfinde.

Die Frauenzimmer also von der Gesellschaft der Männer verbannen wollen, oder den Männern alle Verbindung, außer welche die Fortpflanzung des Geschlechts verlangt, mit den Frauenzimmern verbieten; dies ist ein ungeziemendes Projekt, welches nur in einen so seltsamen Kopf, als Hr. Roußeau zu Genf hat, kommen konnte, und welches auch stets darinnen hätte bleiben sollen. Dies heißt zwey Theile eines Ganzen scheiden, die, eines in Gegenwart des andern, von einer selbstbewegenden Unruhe herumgetrieben werden, bis daß sie sich wieder vereinigen. Die Nothwendigkeit bringt die beyden Geschlech-

ter zusammen, und man gewinnt nichts, wider die Nothwendigkeit zu streiten.

Hat die Verbindung der beyden Geschlechter, nachdem sie allzu galant geworden, die Sitten nach und nach verzärtelt, und fast in alle Seelen eine tödtliche Kraftlosigkeit gelegt: so sind wir nur allein tadelnswürdig, daß wir denen Frauenzimmern diesen Geschmack am Verzärtelten und Thörichten, woraus wir ihnen ein Verbrechen machen, eingeflößt haben, welchen wir ihnen in der Folge aus Unbeständigkeit beneiden, und endlich wohl gar von ihnen borgen, um ihnen auf einmal ihre und unsere Schwachheit vorzuwerfen.

Wir wollen aber aus dem Umgange mit Frauenzimmern etwas besseres zu ihren und unsern Vortheile zu ziehn suchen. Wir können es, und wir sind es schuldig: sie selbst verlangen es, und ihre tugendsame Neigungen laden uns dazu ein. Man wird aber freylich hierinnen nicht fortkommen, wenn man blos ihre Eigenliebe pflegen will. Man überlasse ihnen doch die Sorge für ihre Schönheit, oder man spreche davon nicht anders mit ihnen, als um ihnen die Begierde,

diese Schönheit mit der Anmuth der Tugend zu schmücken, einzuflösen. Ihr Geist und ihr Herz muß uns mehr beschäftigen als ihre Gestalt. Sie bevölkern den Staat mit Bürgern. Sie haben die Mühe unsre erste Kindheit zu erziehen, weil wir in ihrer Gesellschaft unsere ersten Jahre zubringen. Da ist es, wo sie den Saamen aller Tugenden, die den ehrlichen Mann und guten Bürger machen, in unsre Seelen streuen sollen. Was thun wir aber um sie zu dieser wichtigen Verrichtung geschickt zu machen?

Das große Verdienst der Frauenzimmer besteht darinnen, Sitten zu haben, und uns dieselben einzuflößen. Sind wir etwa nicht niederträchtig genug, um alles das anzuwenden, was ihre Tugend zu verderben vermag, damit wir unser eignes Verderbniß entschuldigen können?

Man wird sagen, daß die Frauenzimmer den Blumen gleichen, daß sie nur zu gefallen gemacht wären. Die ersten Worte, die in ihre Ohren dringen, sind Lobsprüche ihrer Schönheit: "O das schöne Kind! was für „Anmuth! Wie wohl beträgt sie sich! Sie „spricht wie ein Engel! (ob sie gleich wie ein

„kleines

„kleines Gespenst plaudert) Sie ist ein Wun„derwerk! Wie artig ist sie aufgesetzt! Ihr „Putz ist von einem großen Geschmack! Wie „anmuthig lächelt sie! Die vortrefliche „Farbe! Die schöne Haut! Welche feine, „welche reizende Züge! Die schönen Au„gen! — — Mit einem Worte, man redet nur von Putz und Annehmlichkeiten mit ihnen. Sie denken also auf nichts, als ihre frische Gesichtsfarbe zu erhalten, ihre Züge zu besorgen und zu verschönern. Man wiederholet ihnen unaufhörlich, daß der Schönheit die Herrschaft über die ganze Welt gehört: Auch die bescheidensten glauben, daß es wider die Natur sey, ihre Gaben zu vernachläßigen: sie wenden allen ihren Fleiß an, um sich zu zierlichen Manieren, zu artigen Mienen und artigem Nichts, welches auch oft große Seelen erschüttert, zu bilden. Stricken und Nähen ist ihre ernsthafteste Beschäftigung. Nachdem sie nun also durch unsre Sorgfalt in der Weichlichkeit und Eitelkeit erzogen worden, liefern sie sich der Welt und ihren falschen Meynungen. Ist es wohl ihr Fehler, wenn sie den kindischen Vorschriften so wohl folgen, die sie von uns empfangen?

Man erdenke für diese junge Personen eine andere Erziehung, die das Herz bilden und den Geist reif machen kann; man studire ihre Neigungen, ziehe ihre Fähigkeit zu Rathe: Man lasse sogar die schöne Natur würken, oder man begnüge sich dieselbe sanft gegen das Wahre, Gute und Tugendhafte zu wenden; ein vernünftiger Umgang erfülle einige von den Stunden, die ihnen der Nachttisch und die Lehrmeister frey lassen; und wir werden den schnellen Fortgang dieser neuen Methode leicht sehen.

Ich unterstehe mich zu sagen: Alles was die Frauenzimmer Gutes haben, gehört ihnen eigen; und alle ihre Fehler beynahe sind unser Werk. Entweder haben wir sie ihnen gegeben, oder wir bemühen uns nicht sie darinne zu verbessern.

Ueberhaupt achten die Weltweisen die Frauenzimmer nicht groß, und vielleicht vernachläßigen sie deswegen ihre Erziehung. Unterdessen sollten sie sich doch um diese schätzbare Hälfte der Menschen um so viel mehr Mühe geben, da sie zu etwas mehrern fähig ist, als blos ihnen Vergnügen zu machen. Sie könnten ihnen auf dem Wege der Weis-

heit

heit folgen, und ihnen vielerley Schwürigkeiten, die sich darauf befinden, übersteigen helfen.

Es ist wahr, die Menschen welche nicht Philosophen sind, halten das schöne Geschlecht wohl über diese philosophische Gleichgültigkeit schadlos. Sie geben sich nur allzu viel Mühe um die Frauenzimmer, und durch Unbesonnenheit machen sie oft bald diese und jene unglücklich.

Ich wollte also, daß sich die Weisen den Frauenzimmer ein wenig mehr näherten, und thörichte Menschen sich sehr weit von ihnen entfernten. Sie würden alsdann durch leere und lächerliche Sätze weniger beschwert und auf die Stimme der Wahrheit aufmerksamer werden, diese sanfte und einschmäuchelnde Stimme, welche die Wahrheit so schmackhaft macht.

Allein, die Zahl der Weisen ist geringe; die Zahl thörichter Menschen ist weit größer. Sie fallen von allen Seiten auf uns, wie ein Schwarm giftiger Insekten. Umsonst erzieht eine tugendhafte Mutter eine liebenswürdige und theure Tochter mit größter Sorgfalt, da die Gesellschaft der süßen Herren die Frucht des weisesten Unterrichts in einem Augenblick zerstört.

Der Geist der Zerstreuung, der der Jugend so natürlich ist, widersetzet sich der Erziehung junger Personen eigentlich am meisten: eine Bemerkung, die jeden Tag durch die Erfahrung gerechtfertigt wird. Die große Welt ist also eine schlimme Schule. Ein junges Herz nimmt alle Eindrücke an. Die Eindrücke der Tugend sind sanft. Sie würken nur in der Stille. Die Eindrücke der Eitelkeit aber und der Eigenliebe sind lebhaft und stark: sie haben ihre größte Würkungen in lärmenden Gesellschaften, im Geräusch, in der Zerstreuung: alsdann fehlt es ihnen nicht, andere Eindrücke zu zerstöhren, oder doch wenigstens zu schwächen.

Es ist heut zu Tage ausgemacht, niemals einem jungen Frauenzimmer sich zu nahen, ohne sie zu complimentiren, ohne ihr zu schmeicheln, und ohne ihr abgeschmacktes Zeug zu sagen. Was lobt man an ihr? Ihre Bescheidenheit, Eingezogenheit, Aufrichtigkeit, Redlichkeit und Unschuld? Ey, das sind Kindertugenden; und ein Mädchen von achtzehn Jahren ist kein Kind mehr! Man bewundert ihre Gestalt, ihre Lebhaftigkeit, das heißt, ihre Unbesonnenheit: man complimentirt sie oft über würkliche Laster, die man mit

den Namen der Artigkeiten belegt. Es ist leicht zu begreifen, wie sehr es sie schmeichelt, wenn sie einen Schwarm glänzender Schmetterlinge um sich hüpfen sieht, die voller Emsigkeit sind, sie mit niedlicher Sorgfalt und honigsüßen Worten zu liebkosen; wie vielmehr ferner diese Lobeserhebungen, so eitel sie auch sind, besser gefallen, als die vernünftigen Unterweisungen einer Mutter oder klugen Freundes; und wie übel man endlich mit Lehren der Bescheidenheit willkommen ist, wenn alles die Eitelkeit preiset.

Ein Wort der Wahrheit ist mehr werth, als hundert Schmäucheleyen: wo man sich aber nicht in Acht nimmt, so wird ein Wort der Schmäucheley mehr vermögen, als hundert Wahrheiten.

Der erste Rath, den ich einer Mutter geben würde, wäre dieser, ihre Tochter oder Töchter von rauschenden Gesellschaften und zerstreueten Umgange zu entfernen, welche das Element der Leidenschaften sind; vornehmlich aber den Haufen der angenehmen, der zierlichen, der flüchtigen Anbeter zu vermeiden, deren Weyhrauch einen ansteckenden Dufft haucht, wodurch ein Verderbniß auch in die reinsten Herzen kömmt.

Ohne

Ohne Zweifel muß eine junge Person die Welt sehen, und sie kennen, weil sie bestimmt ist darinne zu leben, sie zu zieren, und zum allgemeinen Glück beyzutragen: Sie muß sie aber nicht sehen, bis sie im Stande ist vernünftig davon zu urtheilen; man muß sie hinein führen, nicht aber hinein werfen. Es ist meist ein Auftritt der Verblendung: ist sie nicht darzu vorbereitet, so wird sie am Irrthum Geschmack finden, und man würde viel Mühe haben, ihr diesen Geschmack verlieren zu machen. Flöset ihr die Liebe zur Stille ein, und zur häuslichen Ruhe, die Liebe zu den Vergnügungen, die sich im väterlichen Hause darbieten; die Liebe zu guten Beyspielen, die sie daselbst trifft; die Liebe zu Beschäftigungen, die ihrem Alter zuständig sind. Glaubet, daß dieses die beste Vorbereitung sey, um die Sorgfalt und Vorschriften einer guten Erziehung nützlich zu empfangen. Eure Tochter mag zugleich mit euch in der Welt erscheinen, das ist schon recht: allein dieses muß in bald kürzern bald längern malen geschehen, nachdem als sie im Stande ist den Anblick zu ertragen, das heißt, das was nachahmungswerth ist zu erkennen, und das was sie vermeiden soll, zu bemerken.

bemerken. Werfet sie aber nicht blos in die große Welt: denn alles ist darinne über ihr Unterscheidungsvermögen. Ihr müßt damit anfangen, daß ihr sie in weniger rauschende Gesellschaften führet, die ihrer Schwäche mehr angemessen sind: braucht aber stets eine Vorsicht, die den flüchtigen Zerstreuungen nicht erlaubt ihre ganze junge Seele einzunehmen.

Kinder müssen sich Vergnügen machen. Niemand läugnet dies. Allein man muß auch ihrem Geiste und ihrem Herzen, so lange diese noch zart sind, Kenntniße und Empfindungen einprägen, welche beyde zu bilden geschickt sind. Wird man wohl hiezu gelangen, wenn man sie in der Zerstreuung erhält? Stellt man ihnen aber die Versammlungen und Feste als eine Belohnung für diejenigen vor, welche würdig sind darinnen zu erscheinen, nicht blos würdig durch Manieren, und durch die Art sich zu stellen, sondern vielmehr durch die Anmuth ihres Charakters, durch ihre Sorgfalt nur zu rechter Zeit zu reden, durch ihre allezeit liebenswürdige und bescheidene Munterkeit, durch ihre allezeit sich gleichende Laune, und durch ihre Feinheit in Verbiethung aller unbescheidenen Lobeserhebungen: alsdann

können sie von diesen Vergnügen Nutzen ziehen; es wird die glücklichen Eindrücke, die sie unter der Aufsicht und durch die Stimme einer tugendhaften Mutter empfangen haben, befestigen.

Diese Vorsicht würde viel Unglück verhüten. Man erinnere sich nur der Begebenheiten seit zehn Jahren. Wie viel Personen ohne Erfahrung, die allzuzeitig in diese Versammlungen, in diese Säle eingeführet wurden, wo man jungen Leuten beyderley Geschlechts unbedachtsam verstattet zusammen zu kommen, haben daselbst Verbindungen gemacht, wodurch ihre Tugend gescheitert ist! Wir wollen dieses Unglück vergessen, und dem folgenden lieber zuvorkommen.

Ich bin ein Freund des Zeitvertreibes und des Vergnügens, vornehmlich in Ansehung der Jugend: allein, ich verlange auch, daß dieser Zeitvertreib und dieses Vergnügen tugendsam sey, und ich bin überzeugt, daß diese blos wahre Vergnügen sind.

Hiemit endige ich die erste Abhandlung, und schlüße, daß die Erziehung in Ansehung dieses Geschlechts die Kunst sey, ihrem Geiste und ihrem Herzen Kenntnisse und Empfindungen einzuprägen, welche geschickt sind, um tugend-

gendhafte Weiber zu bilden, welche das Glück ihrer Männer machen; Mütter, die ihre Kinder zu erziehen vermögen; und Frauenzimmer, die noch mehr durch ihre Tugenden, als ihre Gaben und Anmuth, die Zierde der Gesellschaft sind. Mir däucht, daß diese Eindrücke nur in der Stille und häuslichen Ruhe, im friedlichen Schooße des väterlichen Hauses ihre Würkung haben, und die Zerstreuung ihren Fortgang zerstören, wenigstens doch aufhalten und verringern können.

Zweyte Abhandlung.

Von dem Geiste der Zerstreuung und thörichten Eitelkeit; ihrem schwachen Anfange, und ihren schrecklichen Folgen.

Nachdem also die Idee, die man sich von der Erziehung der Töchter machen muß, festgestellet, und das Hinderniß, welches sich ihrer guten Unterweisung widersetzet, mehr obenhin angezeiget, als gründlich abgehandelt worden; so wollen wir diesen letztern so wesentlichen und so vernachläßigten Punkt wieder vornehmen.

Es ist gesagt worden, daß die erste Erziehung blos negativisch seyn müsse. Diese Maxime bedeutet, es sey weit weniger die Schuldigkeit einer Mutter, daß sie ihrer Tochter in den ersten zwölf Jahren die Tugend und die Wahrheit predige, als daß sie das junge Herz derselben vor dem Laster, und den Geist vor Irrthum bewahre. Kurz, man ist in diesem Alter der Vernunft nicht allzuwohl mächtig, wohl aber zu Eindrücken der Eitelkeit fähig. Schätzet euch glücklich, wenn eure Tochter in ihr dreyzehntes Jahr getreten, ohne eine lasterhafte Gewohnheit erlangt zu haben: alsdann wird ihr Herz sich von selbst der Tugend, und ihr Geist der Wahrheit eröffnen.

Will man den Zustand der ersten Jugend aus einem gerechten und vernünftigen Gesichtspunkte betrachten; so stelle man sich sie vor, wie sie vom Laster und Irrthum, und was noch schlimmer ist, von einem Schwarm Leute umringet ist, welche alles mögliche thun, um ihr, wenn ich so sagen darf, beydes einzupfropfen. Selbst die Natur also und der gegenwärtige Zustand der Dinge erinnern uns, daß wir alsdann weniger daran denken sollten, den Kindern den Geschmack am Guten beyzubringen, als sie vielmehr wider die Ansteckung

ckung des Uebels zu verwahren. Man muß die Natur nicht zwingen, und man würde die Welt wohl nicht anders machen. Jene will, daß man die Reife des Herzens erwarte, um den Saamen aller Tugenden darinnen fortzubringen: Diese nöthiget uns, außerordentlich aufmerksam zu seyn, um so zarte Herzen vor den Anfällen der Verderbniß zu verwahren.

Ich werde eher keine Tugendlehren geben, bevor ich nicht von allen Fehlern, denen die Mädchen ordentlicher Weise unterworfen sind, gehandelt habe: denn diese Methode, wie ich schon gesagt habe, kömmt mit dem Stuffengange der Natur und mit der Gefahr überein, welche ein junges Herz läuft, wenn es sich von Laster und Irrthum angesteckt findet, ehe es noch das Vergnügen, tugendhaft und wahr zu seyn, hat schmecken können.

Die allzugroße Lebhaftigkeit, Leichtsinn, Unbesonnenheit und Leichtfertigkeit (denn alle diese Worte bedeuten nur verschiedene Stufen eines und ebendesselben Lasters) ist zwar überhaupt ein Fehler, welcher bey Knaben gewöhnlicher ist, als bey Mädchen. Unterdessen sind sie doch nicht davon frey. Ich kenne welche, deren Kopf wie ein Wetterhahn sich

mit jedem Winde drehet. Sie sind ein Feuer, das ohne Aufhören knackt. Sie sind beständig in der Luft, und bleiben nicht zwey Augenblicke an einem Orte. Allzeit hüpfen, allzeit spielen, allzeit schwatzen, alles zerbrechen und hinwerfen was ihnen unter die Hände kommt, das ist ihre Beschäftigung vom Morgen bis auf den Abend. Bey Tische selbst nehmen sie sich nicht einmal Zeit zum Essen. Man möchte sagen, sie brennten auf ihrem Stuhle, und wenn sie das Allerernsthafteste vorhätten, so wäre eine Fliege im Stande sie zu zerstreuen. Gar oft sind sie des Nachts auch nicht ruhiger. Mit einem Worte, diese kleinen menschlichen Machinen geben einen geschickten Beweis ab, daß eine beständige Bewegung nicht unmöglich sey. Ein altes Sprüchwort sagt, sie hätten Ziegenmilch gesogen: welches uns zum wenigsten zu verstehen giebt, daß dieser Fehler im Temperament liegt. Jeder Fehler aber, der aus dieser natürlichen Ursache entsteht, ist eine Krankheit, deren Cur viel Behutsamkeit erfordert.

Ich sehe mehr als eine Mutter sich wider mich auflehnen, und mir bitterlich vorwerfen, daß ich das Uebel größer machte, als es wäre. Sie werden mich auffordern, ihnen

so leichtsinnige, faselnde und unruhige kleine Mädchens, wie ich sie mahle, zu zeigen. Es ist wahr, so lange die mütterliche Zärtlichkeit ihnen die Augen verblendet, werde ich sie schwerlich dahin bringen, daß sie die Fehler ihrer Kinder gestehen; und so lange sie zum Unglück diese Fehler bemänteln, so werden sie auch nicht darauf denken sie zu verbessern. Es ist fest und gewiß, daß auch die vernünftigsten und scharfsinnigsten Mütter die Laster ihrer Kinder nur in Miniatur sehen: sie mildern die Züge davon, sie wissen sie mit einem Firniß zu bedecken, der sie in Anmuth verwandelt; alle Augen irren sich daran, ausgenommen unpartheyische Augen. Sie handeln daran zwar sehr gutherzig; allein, wie nachtheilig wird diese Gutherzigkeit Kindern, welche zu sehr geliebt werden, als daß man sie lasterhaft glauben sollte!

In der Kindheit hat alles den Charakter dieses Alters; alles ist darinneu schwach und klein; alles ist darinnen ohne Folgerungen für das Gegenwärtige; die Fehler so wie die guten Eigenschaften. Wenn man nur das Gegenwärtige betrachten darf, so ist es allenfalls zu verzeihen, daß man hierauf nicht Acht giebt. Aber das Kind wächst, und alles wächst auf

gleiche Art in und mit demselben. Seine Neigungen verändern den Gegenstand, denn seine Verhältnisse haben sich auch geändert. Das, was nur ein Kinderspiel war, wird eine ernsthafte Sache, und wird noch viel wichtiger in der Folge werden. Zärtliche Mütter, Mütter die ihr eure Kinder wirklich liebt, betrachtet ihre Fehler ja nicht als einen Stand der Schwachheit und Ohnmacht, worein sie das Unvermögen des ersten Alters bringt: sehet sie in ihren Folgen an! Wollt ihr wissen, was dereinst dieser Geist der Zerstreuung, diese Leichtsinnigkeit, diese unmäßige Lebhaftigkeit, welche ihr für Artigkeit achtet, hervorbringen wird; so sehet nur diese oder jene Frau von euren Freundinnen an, die ich nicht nennen will; ihr kennet sie; was denkt ihr davon? sie denken an nichts, als an Bälle, Feste, Gesellschaften, Spaziergänge, Spiel, Comödien. Ihr Haus ist der Ort, wo es ihnen am wenigsten gefällt, und folglich bleiben sie so wenig als möglich darinne. Von Wirthschaftssachen darf man mit ihnen nicht sprechen; eine artige Frau überläßt diese Kleinigkeiten den Domestiken: bezahlt man denn die Leute um nichts? Kurz, sie haben nur ein Laster, aber sie opfern ihm den ganzen Tag und einen Theil

der Nacht dazu: Dieses Lieblingslaster ist die Liebe zum Vergnügen. Allein, was sage ich ein Laster? es ist ihre Leibtugend. Wir wollen aber doch diese Tugend, diesen Abgott ihres Herzens, etwas genauer betrachten. Suchen sie etwan nur meistens die Gesellschaft anderer Frauen? In Wahrheit dies wäre ihr Unglück: sind sie ja dazu genöthiget, so halten sie sich so gut schadloß, als sie können, indem sie sich der ganzen Leichtigkeit ihrer Zunge überlassen; man kann leicht denken, wie leicht eine Zunge sey, die mit nichts erfüllet ist. Sie drehen sich ohne Aufhören in einem Zirkel von Thorheiten herum, wie das Eichhorn in seinem Radegebauer. Sie sind beredt, weil sie das Geheimniß haben, nichts zu sagen. Unterdessen haben sie mehr Geschmack an Männern: für diese putzen sie sich; für diese fragen sie den getreuen Dollmetscher ihrer Annehmlichkeiten, den Spiegel, um Rath; für diese machen sie Gebehrden. O! wie sehr sind sie Weiber in allen Augenblicken ihres Lebens! aber ihr Mann merkt wenig davon. Sie wollen seine Gesundheit schonen, ohne was dabey zu verlieren. Sie gehen mit ihm aus Schuldigkeit, vielleicht auch aus Wohlstande um. Die Neigung ist ganz wo anders. Wo ist sie aber? Man weiß es

mehr als zu wohl: die geschicktesten verbergen sich schlecht, die leichtsinnigsten aber nehmen sich nicht einmal die Mühe sich zu verbergen. Wenn eine Frau von dieser Art wüste wie sehr sie sich erniedriget; wie sehr sie ihre Schönheit erniedriget, ihre Talente, wo sie welche hat, und endlich ihre ganze Person; wie sehr sie in den Augen vernünftiger Personen, und sogar in den Augen derer, die ihre Thorheiten loben, sich herabsezt: so würde sie sich selbst nicht ausstehen können. Allein dieser Geist der Zerstreuung, der sie nach und nach in diesen Lebenswandel gezogen, hat ihr schon das Vermögen nachzudenken genommen. Sie giebt, ohne Bedacht, der Lebhaftigkeit ihres Geschmackes nach. Also gehn ihre schönsten Jahre hin. Ihre Schönheit ist weg, das Alter bepflügt ihre Stirne mit Runzeln; ist sie deswegen klüger worden? Vielleicht? Die Welt flieht sie, und sie verfolgt die Welt. Sie ist unfähig sich selbsten genug zu seyn, und will mit Gewalt in Gesellschaften bleiben, die sie verwerfen. Sie geht dem Grabe zu, und rufet noch mit gebrochner Stimme dem Spiel und der eitlen Trunkenheit der Vergnügungen. Sie stirbt endlich, und ihr letzter Seufzer geht nach der

Welt,

Welt, woraus sie der Tod reißt. Nur dann, wenn sie die Augen geschlossen hat, schätzt man sie nach Verdienst.

Dieses war also eine zerstreute Frau, die alles fürs Vergnügen und *nichts* für die Pflicht that; eine Frau, die keine von den Tugenden ihres Geschlechts hatte; ein Eheweib, das ihrem Manne durch närrischen Aufwand, durch die Unordnung, worinne sie sein Hauswesen ließ, und durch allzugalante Verbindungen zur Last war: Denn er glaubte sich eine Gehülfin zu wählen, und es schien, als hätte er sie nur für andere genommen; eine Mutter, die die Erziehung der Kinder vernachläßigte, und sie nur liebte, um ihnen ihren Geist der Zerstreuung und der Buhlerey einzuhauchen; eine Frau, deren Umgang ansteckend war, weil man bey ihr eben so eitel, eben so zerstreut, eben so thöricht, eben so unbesonnen und eben so ausgelassen, als sie selbst, seyn mußte. Ich hätte gern dieses Bildniß zur Ehre des weiblichen Geschlechts unterdrücken mögen; allein die Unterweisung desselben verlangte, daß ich es ihm vorstellte. Man gehe nunmehr zu der Quelle derjenigen Unordnungen zurück, wodurch dieses Gemählde so rührend wird. Der größte Fluß ist anfangs

nur ein kleines Wasser. Ein Bäumgen beugt sich nur ein wenig von seiner wahren Richtung ab; und wenn der Baumgärtner dieses nicht bey Zeiten verbessert, so wird dieser Bug, der anfangs wenig oder nichts ist, von Tag zu Tag bis zur äußersten Ungestalt erwachsen. Diese unachtsame, eitele, thörichte, galante und buhlerische Frau, ist ebenfalls nur Stufenweise zu dieser schädlichen Empfindlichkeit für die Belustigungen und das Vergnügen, zu dieser außerordentlichen Abneigung gegen alle Arten von Pflichten und gründlichen Schuldigkeiten, gelanget. Was itzt eine fast unheilbare Angewohnheit ist, das war im achten Jahre eine bloße kindische Leichtfertigkeit, welche nur Kleinigkeiten betraf, weil man in diesem Alter alles vor Kleinigkeiten hält. Da sie noch keine ernsthafte Beschäftigung haben konnte, so hatte auch ihre Unbedachtsamkeit nichts, was aufmerksam machte: einige witzige Einfälle, so wie sie allen Kindern entwischen, machten ihre Unbesonnenheit erträglich und vielleicht belustigend: Denn es giebt Leute, die sich an allem belustigen. Da alle Kinderspiele unschuldig sind, so verzieh man ihr um desto leichter ihren thörichten und possenhaften Geschmack, und überließ sie demselben

ohne

ohne Mißtrauen. Also wendete sich ihr ganzer Eifer ohne Zwang auf eitele, müßige und unnütze Gegenstände, welche sie vom Guten abzuwenden geschickt sind; da aber ihre Phantasien vor das gegenwärtige nichts lasterhaftes an sich hatten, so dachte auch eine allzunachsichtige Mutter nicht daran, dieselben zu unterdrücken. Unterdessen erreicht das Mädchen zwölf, funfzehn und sechzehn Jahre, und nähret sich stets mit Eitelkeit, Thorheit und unnützen Wesen. Es bringt seine kleinen Talente in Uebung, den Tanz, die Musik, und alle Belustigungen, welche ein ordentliches und fleißiges Leben verekeln können; es will bey allen Festen seyn, vornehmlich bey denen, wo es junge Leute des andern Geschlechts antrifft. Geschieht dieses etwan aus Verderbniß? Nein, noch nicht. Es ist blos Unverstand, Unbesonnenheit und Jugend. Tugend aber, Sitten, wahre Talente, und Wirthschaftsumstände kennet es noch ganz und gar nicht; und schon ist es auf dem Wege zum Irrthum und Laster ziemlich weit gekommen, und sein kindischer Geschmack hat sich in lasterhafte Neigungen verwandelt.

Alsdann fängt eine Mutter, (wenn sie nur ein wenig Verstand hat) an, über den

Charakter

Character einer Tochter, die sie durch allzuviel Nachsicht verderbt hat, die Augen zu eröffnen. Sie wollte nun zwar gerne umkehren; allein es ist zu spät. Wenn eine junge Person das sechzehnte Jahr, ohne Geschmack und Achtung für ernsthafte Dinge, erreicht hat, so wird sie diese selten jemals erhalten. Liebt sie ihre Eltern, so wird sie sich zwar vor ihnen zwingen, sie nicht zu ärgern: doch wird sie schon Zeit finden, sich für diesen ermüdeten Zwang schadlos zu halten. Hat sie aber bey dieser Neigung zu Kleinigkeiten auch einen widerspenstigen Charakter, so wird sie das mütterliche Ansehen nicht mehr achten. In beyden Fällen wird sie in ihrem unachtsamen, unnützen und herumschweifenden Leben verharren: Denn ihr Geist und ihr Herz schweifen ohne Aufhören von Zeitvertreib zu Zeitvertreib, von Eitelkeit zu Eitelkeit, von Thorheit zu Thorheit. Sie ist mannbar; allein, weiß sie wohl etwas, was sie wissen muß, um ein Haus zu regieren, einen Mann zu beglücken, und Kinder zu erziehen? Es wäre ihr selbst noch zu rathen, sich einer Erziehung zu unterwerfen, wenn man nur glauben könnte, daß sie Nutzen daraus ziehen würde. Wehe dem Manne, dem sie eine blinde Liebe,

Betrachtungen des Nutzens, Familiennothwendigkeit, Zufall, oder irgend ein anders Ohngefähr zutheilet! Wo er nicht wenigstens die Kunst Seelen zu verändern besitzt, so muß er sich aller Uebel, die ich geschildert habe, gewärtigen. Kann man denn aber auch bey so vielen Fehlern einen Mann finden? — Vielleicht weiß ein Mädchen wohl, sich vor einem ehrlichen Manne zu verstellen, um ihn zu betrügen: Allein, wenn sie dieses auch nicht thäte, so giebt es überall Leute genug, welche etwas ganz anders als die Tugend suchen.

Ich habe die schrecklichen Folgen entwickelt, worein ein Fehler, welcher bey seiner Geburth fast nichts ist, ganz natürlich und untrüglich führet. Wollte Gott, daß alles was ich gesagt habe, nur ein Schreckenbild und keine traurige Wahrheit wäre! Die Erfahrung, die Mutter der Weisheit, zeigt uns durchgängig junge bis zum Ausschweifen leichtsinnige Personen, welche alles, was den geringsten Fleiß erfordert, verwerfen; welche alles, was ernsthaft und gründlich ist, für traurig und abgeschmackt halten; deren natürlicher Hang sie zum Vergnügen, zu einer unmäßigen Freude und einer zerstreuten Lebensart führet. Wie kann man und wie soll

man diesen Fehler unterdrücken? Dieses soll den Stoff zur dritten Abhandlung geben. Man muß mit Krankheiten der Seele, wie mit körperlichen, umgehen: man muß damit anfangen, ihre Eigenschaften, Sitz und Symptome wohl kennen zu lernen, um die dienlichsten Mittel darnach anzuwenden.

Ich traue den Damen Verstand genug zu, um zu glauben, daß ihnen diese Abhandlung nicht zu lang scheinen wird. Denenjenigen, für welche sie von keinem personellen Nutzen seyn kann, weil sie sich über die abgehandelten Punkte nichts vorzuwerfen haben, wird es lieb seyn, das menschliche Herz aus dem Grunde kennen zu lernen, und alle Arten vom Uebel, deren es fähig ist, zu untersuchen; sie werden um so viel mehr die glückliche Erziehung schätzen, die sie davor bewahret hat. Die andern werden mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen, in der bloßen Absicht zu ihrer Vollkommenheit, einige, obgleich ein wenig unangenehme, Wahrheiten gesagt habe. Ich kann ihnen versichern, daß mein Herz zu keinem Geschlechte gehört. Ich liebe alles Gute, mit Ausschluß alles Bösen. Ich bewundere die Tugend überall, wo sie ist. Ich hasse das Laster überall, wo ich es sehe. Meine

Bewunderung für die Tugend hat nichts hastiges, und mein Haß gegen das Laster nichts unbescheidenes. Ich werde Charaktere, niemals aber Personen schildern.

Dritte Abhandlung.

Beschwerliche Folgen der äußersten Strenge und der allzugroßen Nachsicht gegen junge Mädgens. Von einer Methode, welche von diesen beyden Ausschweifungen gleich weit entfernet und am geschicktesten ist, ihren Geist der Zerstreuung und Leichtsinnigkeit zu verbessern.

Es giebt glückliche Naturels, welche von nichts als von der Tugend gereizt werden. Ich habe bey zwölf Jahren Sanftmuth ohne Trägheit, frӧliches Wesen ohne Unbesonnenheit, Gefälligkeit ohne Niederträchtigkeit, Anmuth und Vernunft gesehen. Ihr Mütter, denen der Himmel Kinder von diesem Charakter gegeben hat, wendet alle Sorgen ihrer Erziehung dahin, daß ihr Geist und ihr

Herz

Herz rechtschaffen bleibe. Die Natur hat schon daran vorgearbeitet: stöhret also ihre Würkungen nicht durch allzuviel Vorschriften. Wenig Worte, aber ein gutes Beyspiel: ihre eigenen Betrachtungen werden das übrige thun. Ein Geist, der zeitig denkt, ein Herz, welches von Kindheit an empfindlich ist, sind Führer, welche nicht auf Irrwege leiten können.

Ich sage nicht, daß man bey so schönen Eigenschaften nicht auch Fehler haben könne. Es giebt weder vollkommene Männer, noch vollkommene Weiber. Aber durch Empfindung und Nachdenken wenden sich die Fehler zum Vortheil der Tugenden: Die Selbstliebe hefftet sich an gründliche Gegenstände; die Eitelkeit legt sich von selbst auf erlaubte Mittel wohl fortzukommen; der Hochmuth macht der Bescheidenheit Platz, und diese wird dadurch beurtheilender und aufrichtiger; der Humor wird gleichförmiger, und verlieret unmerklich auch die geringste Anwandlung des Eigensinnes.

Die kleine Lottgen ist bis zum Ausschweifen flatterhaft; ihre Zerstreuung ist fast unaufhörlich; ihre phantastischen Mienen sind höchst widrig, und ihre Lebhaftigkeiten nicht

aufzuhal-

aufzuhalten. Ihr mögt drohen, schmäucheln, verweisen; es ist alles in den Wind geredet, und macht keinen Eindruck auf sie. Kurz, ihr könnt sie nicht verbessern. Laßt aber doch sehen, wie ihr damit zu Werke gehet. Habt ihr den Charakter eurer Tochter genug betrachtet, um ihn zu kennen? Alles, was ihr davon gesehen, läßt euch glauben, daß die Unbesonnenheit ihr Charakter sey. Dieses aber frage ich euch hier nicht. Ihr betrügt euch ganz gewiß im Urtheil über dieses Kind. Ihr gesteht ja selbst, daß ihre Zerstreuung fast unaufhörlich ist. Sie hat also doch kürzere oder längere Zwischenräume. Nun aber verläßt die Kindheit niemals ihren Charakter: auch ist die Zerstreuung unter allen Lastern dasjenige, welches sich am beständigsten zeigt, und niemals sichtlicher ist, als wenn es am meisten gezwungen wird. Ueberlaßt das Kind seinen Lebhaftigkeiten, und unterbrecht den Lauf davon nicht. Sind sie aber vorbey, so gebet Acht, und sehet, ob sie in sich gehet, und ihren Fehler merkt. Es ist nicht nothwendig, daß sie es euch sage. Ihr Anblick wird euch ihre Ueberlegung und ihre Schaam ankündigen: sie wird stille schweigen, sie wird die Augen niederschlagen; sie wird vielleicht erröthen; sie wird euch mit einem furchtsamen

und verwirrten Blick ansehen; sie wird auch entweder sich mit etwas ernsthaften beschäftigen, oder entwischen, um ihre Schaam zu verbergen. Geschiehet dieses, oder etwas dergleichen, so thut nicht, als ob ihr dieses kindische Verfahren bemerkt hättet. Laßt die Empfindung geruhig würken. Der Erfolg ist untrüglich. Eure Verweise würden alles verderben. Eure Absicht könnte doch nichts anders seyn, als ihr empfinden zu lassen, wie wenig es sich für ein Mägdchen schickt, flatterhaft, phantastisch und stets mit nichts beschäftiget zu seyn. Dieses merkt sie schon: und alles ist folglich gethan, und alles ist schon vor euch gesagt. Erbittert ihre Schaam nicht, wo ihr die Wirkung nicht verhindern wollt: Denn vielleicht möchte sie sich wider diese heilsame Empfindung verhärten, und sich eine Ehre daraus machen, ihr zu widerstehen. Ueberlasset ihr also das Vergnügen, ihre Verbesserung sich selber schuldig zu seyn. Sie wird sich hierzu viel geschwinder finden lassen; die Anfälle der Lebhaftigkeit werden kürzer und seltner seyn; sie wird weniger Zeit auf das Thörichte wenden. Nach und nach wird der Geschmack am Gründlichguten die Oberhand gewinnen; der Verstand wird reif,

und das Aeußerliche gesetzter und zurückhaltender werden.

Die Kinder sind zarte Machinen, in welche man so wenig als möglich stören muß. Gerathen sie ja in Unordnung, und es ist noch Hoffnung da, daß sie sich von selbst wieder zurechte finden werden; so ist es Klugheit, sie gehen zu lassen, sonst steht man in Gefahr, wenn man sie plagt, ihre Triebfedern zu verderben. Wie viele Erziehungen sind durch Unklugheit fehl geschlagen! Wie viel Charaktere sind in Grund verderbt worden, weil man zu ungestüm mit ihnen verfuhr!

Ich habe noch mehr Nachsicht. Lottgen ist keines von den glücklichen Naturels, die sich von selbst bessern. Ihr Geist der Zerstreuung und der Kleinigkeit verläßt sie niemals; sie zeigt sich stets und in allem leichtsinnig, eitel und thörigt: Die Zeit der Ueberlegung ist für sie noch nicht gekommen. Sie ist auch keiner Empfindung fähig, und zeigt nicht den geringsten Funken einer Beurtheilungskraft. Sie ist in allem kindisch: und ihre Empfindlichkeit, wenn sie ja welche hat, erschöpft sich in läppischen Dingen, die kein Kind von vier Jahren vornehmen würde. Sie ist beständig in Bewegung, und thut nichts; sie redet

Aufhören, um Nichts zu sagen. Unter diesen Umständen wird ihre Erziehung auf eine ganz andere Art schwer. Ihr müsset hier die Natur bestreiten. Ihr seyd wenigstens sicher, daß sie euch nicht beystehen wird. Unterdessen verliehret den Muth nur nicht: mit Geduld und Sanftmuth thut man Wunder.

Sagt mir doch, ob sich diese kleine Marionette vor euch zwinget? Dieses freylich nicht! Man mag da seyn, oder nicht da seyn, es mag Gesellschaft zugegen seyn, oder nicht; alles ist für sie eins: sie muß doch ihren Weg gehen, die Zunge muß beständig plaudern, der Kopf sich beständig drehen, die Hände sich beständig bewegen, alles zerbrechen oder hinwerfen, die Füsse beständig strampfen: es ist schwer zu begreifen, wie eine so kleine Person zu so vielen Handlungen fähig sey. Mit einem Worte, sie hat für niemanden Achtung — — Desto besser! Es erfreuet mich, zu hören, daß sie, ihrer Unbesonnenheit ungeachtet, eine aufrichtige, offne Seele hat, ohne Verstellung, ohne Heucheley. Es ist weit besser, daß eure Tochter von Natur phantastisch, als ruhig und gesetzt aus Verstellung sey. Die geistreichsten Liqueurs verrauchen auch am leichtesten. Eben so leicht kann ein

allzulebhafter Geist widerwärtig gemacht werden: er läßt sich durch ein Nichts aufbringen und abschrecken. Er verlangt große Behutsamkeit. Treibt man ihn allzuweit, so wird er aus einem Leichtsinnigen und Thörigten hart, störrisch und ungelehrig. Vertragt euch aber mit ihm, steigt herunter zu seiner Schwäche, und ihr werdet sehen, daß er sich nach und nach zu dem, was die Pflicht von ihm verlangt, bequemen wird. Eine solche Veränderung ist kein Werk von einem Tage, von einem Monat, oder einem Jahre. Könnt ihr im Anfange nur den Fortgang des Uebels hindern, so rechne ich euch dieses für einen großen Gewinnst an.

Man gebe mir eine dergleichen Gemüthsart zu leiten: und ich würde mich folgendergestalt dabey betragen. Die Geduld und die Sanftmuth würden die Grundlage meiner Aufführung seyn. Keine Verweise, keine Drohungen, keine Strafen von irgend einer Art, sogar keine Miene des Ansehens, welche man für gebieterisch hält, vornehmlich aber keine Vorschriften, noch pedantische Maximen. Alles dieses giebt der Weisheit ein gewisses steifes Ansehen, welches ihr nachtheilig ist: alles dieses macht die Tugend un-

angenehm und verdrüßlich, und bringt sie bey denen, welche noch nicht im Stande sind zu empfinden, wie liebenswürdig sie sey, bald mehr, bald weniger in Mißcredit. Zu was dienet es, ihnen von Vernunft vorzureden, ehe man sie geschickt gemacht, dieselbe anzuhören, ehe man ihnen Geschmack daran beygebracht hat? Glaubt ihr denn im Ernst, ihnen diesen Geschmack durch Worte, Murren, Auffahren und Strafe einzuflößen? Eure harte und finstere Beredsamkeit macht sie verdrüßlich, schrecket sie ab, und bringt ihnen wider das Liebenswürdige der Tugend gefährliche Vorurtheile bey. Unterdessen macht ihr sie unterwürfig, ihr zwinget sie zur Weisheit, wenigstens auf einen Augenblick; und ihr lobet euch noch wegen dieser eurer Methode. Ich aber unterstehe mich, euch zu sagen, daß ihr eure Tochter tausendmal schlimmer macht, als sie nicht war. Es ist gewiß, ihr zwinget sie zur Weisheit. Dieses ist eben das Unglück: sie thut nunmehr nichts, als aus Zwang, aus Antrieb, und aus Sclavengesinnungen. Ihr arbeitet daran, ihre Seele niederträchtig zu machen, und alle gute Eigenschaften, deren Keim, ohnerachtet er sich noch nicht gezeigt, dennoch in ihr liegt, zu verder-

verderben. Ihr setzet an die Stelle der Zerstreuung Niederträchtigkeit und Heucheley. Ein großer Vortheil, in der That, daß ihr euch dessen so prahlend rühmet! Was folgt aber? Das Kind, welches sein Unvermögen, euch zu widerstehen, merket, unterwirft sich zwar itzt. Lasset sie aber groß werden: und alsdann, wenn sie über Verweise und Züchtigungen hinweg zu seyn glaubt, urtheilet von den Würkungen eurer schönen Erziehung. Sie wird sich nicht mehr zwingen, weil sie nicht mehr unter dem Joche eurer Strenge ist; und ihr Charakter wird mit desto mehr Unbesonnenheit und Hitze ausbrechen, je länger er genöthiget war, an sich zu halten. Doch, was wollen wir erst in die Zukunft sehen? Man betrachte nur das gegenwärtige. Eure Stirne, worauf die Heiterkeit schimmerte, faltet sich, und wird ernsthaft; die Anmuth eures Mundes machet den Drohungen, den Verweisen, den trocknen und verdrüßlichen Lehren Platz. Eure Gegenwart beherrschet euren Ziehling; ich wundere mich darüber nicht: Denn in diesem Zustande würdet ihr alle Welt erschrecken. Allein, was für ein Wesen, welcher Lärmen, welch Geräusch, und was für ein wildes Leben, wenn ihr abwesend seyd, und

das Kind sich schmäucheln kann, daß ihr dasjenige, was es thut, nicht erfahren, oder, weil ihr nicht Zeuge gewesen seyd, nicht bestrafen werdet. Dieses kleine Herz muß sich wohl endlich von dem Schwulst erholen, worinnen ihr es zurückgehalten habt.

Es ist ausgemacht, daß der Weg der Härte, vornehmlich bey den Mägdchens, einer guten Unterweisung schnurstracks zuwider ist, und er wird, in Ansehung der Schwäche des Geschlechts, doppelt schlimm. Scheint es auch, als ob man durch diesen Weg etwas gewönne; so ist doch dieser vorgebliche Gewinnst ein wirklicher Verlust: Denn man verliert weit mehr auf der Seite, die man nicht in Betrachtung gezogen hat, als man auf der Seite, welcher man gefolget ist, gewinnen kann. Der außerordentliche Leichtsinn der Kinder ist allezeit entweder mit Halsstarrigkeit, oder mit Biegsamkeit begleitet; mit Halsstarrigkeit, wenn er am höchsten gestiegen ist; mit Biegsamkeit, wenn er etwas weniger lebhaft ist. Im ersten Falle artet dieser Fehler, durch die strenge Methode, welcher man so allgemein und so unbestimmt folgt, in Eigensinn, Hartnäckigkeit und Ungelehrigkeit aus; im andern Falle, in List, in Heucheley,

Heucheley und in Betrug. Die tägliche Erfahrung ist hiervon die beste Probe.

Die Kinder dürfen eben so wenig geschmäuchelt und geliebkoset, als widerwärtig verhalten, oder ausgescholten werden. Was, wird man sagen, weder Predigten, noch Drohungen, noch gebieterische Mienen, noch Moralen, noch Schmäucheleyen, noch Liebkosungen, noch Versprechungen? Und welcher Mittel soll man sich denn bedienen, um sie zu verbessern, um ihren unruhigen Sinn, ihre flatterhafte Leichtsinnigkeit, nebst ihren andern Fehlern, zu unterdrücken? Das will ich gleich sagen; es ist aber nöthig, vorhero noch zu erkennen zu geben, wie sehr diese Schmäucheleyen und Liebkosungen gefährlich sind. Man wird dadurch mehr zubereitet seyn, um nachfolgends in meine Gedanken einzudringen.

Ich bin Vater: Der Himmel hat mir eine Tochter gegeben. Ist es mir erlaubt, Antheil an ihrer Erziehung zu nehmen, so will ich nicht, daß sie aus Furcht, aus Zwang, aus Gewalt Gutes thue; eben so wenig will ich, daß sie es mir zu Gefallen thue; ich würde mich in Acht nehmen, sie durch Schmäucheleyen, oder durch eine Belohnung

nach ihrem Geschmacke hierzu zu verbinden. Aus der Strenge entstehet die Vernunft nicht; die unverständige Nachsicht aber ist fähig, sie zu ersticken, vornehmlich diejenige Nachsicht, welche sich bis dahin erniedriget, von den Kindern durch Worte und lockende Versprechungen dasjenige zu erhalten, was sie besser gar nicht thäten, als daß sie es in der einzigen Absicht thun, gelobt oder belohnet zu werden.

Das kleine Mägdchen, welches sich gezogen hält, um euch zu gefallen, und um den vorgestellten Preiß, Zuckerwerk, Spielsachen, Band, Putz, oder Spaziergang zu erhalten, denkt blos auf den Lohn, und gar nicht auf die Mittel, ihn zu verdienen. Dadurch wird sie gewohnt, sich durch den Köder, der ihrem Verlangen schmäuchelt, verführen zu lassen. In einigen Jahren darauf wird sie auf eben dem Wege zum Laster gerissen werden, den ihr gewählt habt, um sie zur Tugend zu führen. Ihr verderbet sie im voraus: Denn sie liebet die Tugend noch nicht; sie schätzt nur den Preiß, den ihr darauf leget: und man kann eben den Preiß auch aufs Laster legen. Ich denke also nicht allein, daß diese zweyte Erziehungsart geschickt ist, das Kind

betrüg-

betrüglich und verstellt zu machen, ohne es anderwärts zu bessern; sondern ich füge noch hinzu, daß sie es zur Verführung tüchtig macht, indem es seine ersten Gedanken und seine ersten Empfindungen auf jeden andern Gegenstand, als die innere Liebenswürdigkeit der Tugend und Wahrheit, hefftet.

Wir halten die Kinder für albern; und wir sind es doch eigentlich. Sie kennen unser Naturell. Sie merken gar zeitig, daß sie sich nur zu verstellen brauchen, um unsere Zärtlichkeit und unsern Beyfall zu verdienen, und alles, was sie verlangen, von uns zu erhalten. Alsdann kümmern sie sich um den Zwang wenig. Sie befleißigen sich, eine verstellte Bescheidenheit, eine heuchlerische Mäßigung mit ihrer natürlichen Ausschweifung, deren Spiel sie zu verstecken wissen, zu verbinden. Wir werden durch diesen Schein betrogen, glauben Wunder gethan zu haben; und haben doch alles verdorben.

Man glaubt vielleicht, daß ich etwas schweres oder unmögliches fordere, wenn ich von einem kleinen Mägdchen von dieser Lebhaftigkeit verlange, daß sie sogar an der Liebenswürdigkeit der Tugend und Wahrheit, so weit sie für ihr Alter sind, Geschmack finden soll.

Keinesweges, nichts ist leichter, als ihr diesen Geschmack beyzubringen. Scheint sie sich zu widersetzen, so behaupte ich kühn, daß es, so flüchtig sie auch seyn mag, weniger ihr Fehler ist, als der Fehler derer, die um sie sind. Der Vater, die Mutter, der Lehrmeister, die Bedienten, bieten ihr tausend andere Lockungen, als die Lockungen der Ehrbarkeit, an; ist es zu verwundern, daß sie sich ihnen überläßt? Fürchtet nur, daß ihre üblen Neigungen mehr von euren unverständigen Sorgen, als aus ihr selbst, herkommen. Fanget also damit an, und unterdrücket Drohungen und Versprechungen, Härte und Liebkosungen, Züchtigungen und Belohnungen, Anweisungen und Ueberlegungen. Seyd aber ehrbar, bescheiden und gezogen in ihrer Gegenwart. Die Tugend kommt durch die Augen in die Seele. Redet mit jedermann mit Bescheidenheit, mit einem holdseligen Wesen und einem sanftmüthigen Tone. Macht sich das Kind überlästig, so laßt es fort bringen. Sie mag anderwärts lärmen; man sperre sie allein in ein Zimmer. Aber man fahre sie nicht an; man sage ihr nicht, daß man sie straft. Und in der That straft man sie auch

eigentlich nicht, weil sie noch nicht im Stande ist, Uebels zu thun. Man verhindert blos, daß ihre Lebhaftigkeit andern nicht beschwerlich fällt. Dieses eben muß man ihr merken lassen; ihr werdet wohl daran thun, wenn ihr allemal, sobald als ihr lebhaftes Geräusch wieder anfängt, die nämliche Vorsicht gebraucht, daß es weder euch noch andern beschwerlich fällt. Bleibt sie bey ihrem Ungestüm, so bleibet auch standhaft bey eurer Methode, ohne zu verbiethen, oder zu befehlen, ohne verdrüßlich zu scheinen, und bleibet euch immer gleich. Nach einer Stunde laßt sie, unter dem Vorwande, ihr etwas zu sagen, vor euch kommen. Gebet ihr eine kleine Beschäftigung, beschäftiget euch selbst vor ihr, oder, wo es seyn kann, mit ihr; und wenn sie euch ruhig scheinet, so laßt sie schwatzen, redet ihr vom Anstande, von Mäßigung, von Sanftmuth vor, mahlet ihr diese Eigenschaften unter den liebenswürdigsten Zügen ab, aber allezeit ohne Zumuthung, ohne Pedanterie, blos Gesprächsweise, oder nach Art einer Erzählung, aber immer zu rechter Zeit, und niemals als eine zubereitete Unterweisung, damit sie die Absicht nicht argwohne. Ist euch die Ehrbarkeit natür-

lich,

lich, so sagt ihr davon mit derjenigen offenherzigen Leichtigkeit, die sie liebenswürdig macht. Dieser Umgang wird ihr nicht langweilig werden, denn ihr Herz ist noch nicht verderbt. Unterdessen treibet es nicht zu weit. Schonet ihre schwachen und zarten Organen. Ich bin so ein Feind vom Zwange für ein Kind, daß ich sogar fürchte, es möchte die Beschäftigung Zwang werden; und daher will ich, daß sie vorher davon ablasse: sonst möchte sie schwerlich wieder dazu kommen, welches ich doch vermeiden will.

Es gefällt uns, wenn wir die Gegenstände um uns mit uns übereinstimmen sehen. Wir haben es ungemein gern, wenn sie mit uns in Sympathie sind. Lebhafte Charaktere vornehmlich wollen eben diese Lebhaftigkeit auf alles eindrücken, was ihnen nahe kommt. Diese Schwäche ist an den Kindern weit merklicher. Will man ihnen Geschmack an der Weisheit beybringen, so muß man, ohne sich zu verändern, sich nach ihrem Alter, ihrer Leichtigkeit, und ihrer Lustigkeit, richten. Fürchtet nicht, darüber in Ausschweifung zu kommen, diese Ausschweifung würde sich von selbst verbessern. Der Hauptpunkt ist, es also

zu

zu machen, daß ihr Geschmack, so eitel und leichtfertig er ist, sich durch eine freye und gutwillige Bewegung gegen das gründliche Gute wende; und hierzu werdet ihr gelangen, wenn ihr diesem Guten den Reiz gebet, welcher ihnen schmäuchelt. Ihr kindischer, aber natürlicher Geschmack wird vernünftig werden, sobald sie nur selbst der Vernunft fähig sind. Denn die Natur führet zur Vernunft; Schmäucheley und Zwang aber führen zum Laster.

Merkt man bey einem kleinen Mägdchen einen Ansatz zur Zerstreuung, und eine starke Abneigung gegen alles, was Arbeit heißt: so eilet man, um ihr lesen und schreiben zu lehren. Dieses geschiehet, wie man sagt, um ihre allzuleichtsinnige Seele bey guter Zeit auf etwas zu heften. Allein, man sollte gleich das Gegentheil thun: Denn je mehr ein Kind zerstreut ist, je weniger muß man ihm ernsthafte Gegenstände vorbringen. Ihr ärgert sie, indem ihr glaubt was Gutes zu thun; ihr schrecket sie ab, ihr machet, daß sie den Fleiß und die Bescheidenheit als eine Strafe ansieht: wie könnt ihr verlangen, daß sie dieselben liebe? Ihr beklaget euch, daß euer Kind nicht verständig sey, und ihr verlangt,

daß

daß sie verständig thun soll? Hoffet nicht, daß ihr durch diese Widerwärtigkeit weit kommen werdet. Erwartet vielmehr, um sie zu beschäftigen, bis sie erst Geschmack an der Beschäftigung findet; bringet ihr diesen Geschmack dadurch bey, indem ihr Lust und Leben über alle ihre kleine Beschäftigungen verbreitet. Entlasset sie nicht erst dann davon, wenn sie ihrer müde ist. Bringet sie nicht wieder darauf, wenn sie es nicht von sich selbst verlanget, oder wenn ihr ihr nicht durch euer Beyspiel, oder durch irgend eine unschuldige List, welche aber nicht mit Fleiß ausgedacht zu seyn scheinen muß, dazu Lust gemacht habt. Bedenket stets, daß die erste Erziehung nicht darinnen bestehet, diesen kleinen Seelen Tugenden beyzubringen, derer sie noch nicht fähig sind; sondern allein darinnen, ihnen den Geschmack an der Tugend wider die Reize des Lasters beyzubringen, oder zu erhalten, und zu verhindern, daß ihre Fehler weder allzuviel Herrschaft über sie gewinnen, noch ihre Neigung auf Gegenstände wenden, welche lasterhaft werden könnten. Vergesset niemals, daß man die Kinder zu nichts dringen darf; daß sich ihr Charakter zeigen muß, damit man desto besser im Stande sey, ihn

zu führen, und daß man diesen nicht mit Gewalt, sondern sanft und freudig gegen das Gute und Wahre beugen muß.

Die widrige Methode ist unglücklicher Weise bey übelaufgeräumten Geistern mehr als zu gut angeschrieben. Die Ungeduld macht, daß drey Viertheile der Erziehungen abgeschröckt werden, und in der Geburt verloren gehn. Wir wissen uns nicht in die Schwäche der Kinder zu finden. Wir wollen sie durch Grundsätze, welche über ihre Fähigkeit sind, meistern, oder auch durch Gewaltthaten, welche uns noch weniger Fleiß und Mühe kosten. Wir gelangen dazu, weil wir die Gewalt in Händen haben: aber wir machen sie eben so schlimm, als uns selbst. Da es uns an der Einsicht mangelt, daß der Widerstand, den sie uns entgegen setzen, viel eher von ihrem Alter, als von irgend einem Laster herkommt: so fügen wir zu den Fehlern, welche sie schon haben, noch andere Fehler, die sie niemals haben würden, wenn wir sie ihnen nicht gäben.

Diese kleinen lebhaften und unruhigen Mägdchens werden wohl fallen, und sich beschädigen. Seyd also so zärtlich, und beklaget sie nicht, wenn sie sich beschädiget haben.

Nein, liebkoset sie alsdann nicht, wo ihr wenigstens nicht die Seele verderben wollt, indem ihr den Leib heilet. Laßt sie verbinden und heilen. Schränket eure Zärtlichkeit in den Grund eures Herzens ein, und laßt das Kind das natürliche Ungemach seiner Unbesonnenheit leiden. Machet aber dieses Ungemach durch unbescheidene Verweise, durch Drohungen, oder zornige Bewegungen nicht schwerer. Fällt ein Kind, oder beschädiget sich, auf was für Art es auch sey, so geschieht allemal Zweyerley: entweder nimmt es die Mutter in ihre Armen, liebkoset es, küsset es, oder streichelt es; oder sie schilt es hart aus, verweiset ihm seine Ungeschicklichkeit, und strafet es bisweilen, daß es sich Schaden gethan hat. Im ersten Fall will man ihren Schmerz vertreiben, ohne darauf zu achten, wie heilsam es sey, daß es ihn empfinde: überdieß zeigt man ihm die Schwachheit, die man für selbiges hat, und man muß fürchten, daß es dieselbe mißbrauche: wie viel Kinder stellen sich krank, um beklagt und geliebkoset zu werden! Im andern Falle zeigt man Unmenschlichkeit und Grausamkeit; das Kind, welches euch für hart und schlimm hält, wird es bald auch werden.

Müssen die Kinder einiges Uebel erdulden, so ist es blos das physikalische Uebel, welches ihren Fehlern folgt. Man kann ihnen also kein moralisches Uebel anthun, ohne wider die Natur und die Vernunft zu sündigen, weil sie zu moralischen Uebeln noch nicht fähig sind. Dieser große Grundsatz der Erziehung verdiente schon gründlich untersucht zu werden.

Wir wollen noch einen Vorfall nehmen: Lottgen zerschmeißt und zerbricht alles, was sie nur erreichen kann: eine unausbleibliche Würkung ihrer unruhigen Lebhaftigkeit. Niemals hat ein Kind so viel Puppenwerk und Spielsachen von allen Arten gehabt: sie hat noch einige Trümmern davon, und das ist es alles. Hätte sie weniger gehabt, so würde sie noch welches haben. Woher kömmt das? Nichts ist begreiflicher. So wie sie solche zerbrach, schaffte man ihr auch andere weit schönere: Hieß das nicht, sie zum Zerbrechen stets einzuladen, um bessere zu bekommen? Wenn man ihr aber, seit sie die ersten aus Versehen zerbrach, den Mangel hätte ertragen lassen, anstatt sie auszuschelten: so glaube ich, sie würde aufmerksamer geworden seyn. Zerbräche sie mir einen kostbaren Haus-

rath, so würde ich es erdulden, ohne sie zu strafen, sogar ohne Ungeduld; ich würde mich auch in Acht nehmen, den zerbrochnen Hausrath durch einen andern zu ersetzen, ehe sie ihren Fehler empfunden hätte, und ich würde nichts thun, um ihr ihn empfinden zu lassen. Ich würde geduldig erwarten, daß sie oder irgend jemand in ihrer Gegenwart bemerkte, wie sehr das Zimmer dadurch entstellt wäre: und auch alsdann würde ich nicht sagen, daß ihn Lottgen zerbrochen hätte. Warum will man erst einen unnützen und verhaßten Bericht geben? Diese Methode ist gegen Mägdchen sehr sicher, deren Eigenliebe für diese Aufmerksamkeiten gar nicht unempfindlich ist. Ich setze voraus, daß ihr Belieben am Verwüsten sich auch in ihren Kleidern und in ihrem Anzuge übe. Also ist es gut, daß sie es erfahre. Beklaget sie sich darüber, so würde ich ihr aufrichtig antworten: Meine liebe Tochter, du hast diese Spitze zerrissen, du hast diese Zitternadel zerbrochen; hättest du sie aufgehoben, so würdest du sie noch haben. Ich würde ihr keine andere geben, außer etwa an dem Tage eines Festes oder Versammlung, wenn es schiene,

daß

daß ich sie ihr eher um jedweder andern Ursache willen, als wegen ihrer Klagen und Bitten, zugestünde. Sie würde wider meine Standhaftigkeit nicht aushalten, und in kurzem würde ich den Trost haben, mein Lottgen eben so aufmerksam, so sorgfältig, so ordentlich zu sehen, als sie flatterhaft und unbesonnen war.

Habe ich aber alle Verhältnisse dieses Geistes der Zerstreuung, des Leichtsinnes und thörigten Eitelkeit, dem so viele kleine Mägdgens unterworfen sind, durchgegangen? Ich schmäuchle mir dieses nicht. Ich habe blos eine Methode gegeben, die sich auf alle Umstände anwenden läßt: ich überlasse den Müttern, bey Gelegenheit einen Gebrauch davon zu machen. Wenn sie nicht mit der Gewohnheit übereinstimmt; so stimmt sie doch mit der Natur, der Vernunft und der Menschheit überein. Sie hat nichts außerordentliches, noch mühseliges, noch gefährliches. Die Ausübung wird den Nutzen davon beweisen. Was ihre Nothwendigkeit anbelangt, so ist diese schon durch den geringen Fortgang der gewöhnlichen Erziehung bewiesen: Denn man betrüge sich darinnen nicht, daß man oftmals der Erziehung beymißt,

was die natürliche Frucht eines guten Charakters ist. Das Geschicke der Unterweisung zeiget sich vorzüglich in Führung lasterhafter Charaktere. Auf diese habe ich hauptsächlich mein Absehen gehabt, und für sie glaube ich meine Grundsätze unbetrüglich. Die andern haben beynahe unsrer Sorge nicht nöthig, so wie ich es im Anfange dieser Abhandlung bemerket habe.

Vierte Abhandlung.

Von der Trägheit.

Die Trägheit ist ein Fehler, den man bey jungen Personen des weiblichen Geschlechts gemeiner findet, als den, wovon ich in vorhergehender Abhandlung geredet habe. Sie entspringt entweder aus einem Naturgebrechen, oder aus einem mit beständigen Sitzen verbundenen Leben.

Eine schwache Complexion, unpäßliche Gesundheitsumstände, und eine ungemeine Schlaffigkeit der Fibern, tragen mit bey, die Seele zu entkräften, und sie matt zu machen. Personen von diesem Temperamente sind großer Tugenden nicht fähig; es ist auch nicht

nicht zu befürchten, daß sie in große Ausschweifungen gerathen werden. Aber ihre Schwäche ist für sie gefährlich. Obgleich das Laster eigentlich keinen Reiz hat, der sie aus ihrer Schlafsucht zu erwecken geschickt wäre; so werden sie doch nicht die Stärke haben, dem Ungestüm eines Verführers zu widerstehen: und wenn sie einmal in einen unordentlichen Lebenswandel gerathen sind, so werden sie nicht die Stärke haben, daraus zu kommen. Sie gehen zwar der Versuchung nicht nach; allein, wenn sie kömmt, so überlassen sie sich ihr.

Soll ein Kind bescheiden werden, so braucht man es nicht blödsinnig zu machen; und um einen trägen Charakter zu ermuntern, muß man ihn nicht unter allzurauschende Leute bringen, die ihm zur Last seyn, und ihm noch mehr Geschmack an der Trägheit beybringen würden.

Liegt dieser Fehler blos am Alter, so muß man hoffen, daß der Körper, indem er sich verstärkt, auch der Seele Muthigkeit geben wird. Ihr müsset also in den ersten Jahren eure kleine Kranke sanft regieren; ihr müsset sie oft auf den Spaziergang führen,

Feld, und außer den Mauern der Stadt. Der Spaziergang muß nicht lange dauern: Denn ob ihr gleich die freye Luft zuträglich ist; so würde sie dieselbe doch nicht lange ertragen können. Ihr müsset sie selten allein lassen, oder niemals, wenn es möglich ist. Ihr müsset mit ihr spielen; allein das Spiel muß nicht lange dauern: Denn es würde sie ermüden, wie die Unthätigkeit lebhafteren Kindern beschwerlich fällt. Ihr müsset junge Mägdchen von ihrem Alter einladen, um sie zu vergnügen; und sie muß gleichfalls zu diesen gehen. In der Wahl müsset ihr diejenigen vorziehen, die weder zu leichtfertig noch zu schläfrig, sondern von einem mittlern Charakter sind; kurz, solche, welche mit der eurigen genugsam übereinstimmen, um sie zu ergötzen, ohne es durch eine allzugroße Zerstreuung zu weit zu treiben.

Ob man gleich den jungen Mägdchens immer etwas zu besorgen geben muß; so rathe ich euch doch, der eurigen niemals etwas zu befehlen, weder Vergnügen, noch Beschäftigung: Denn sie ist allzugehorchend, und es ist nicht gut, daß sie sich wie eine Machine leiten läßt. Stellet ihr geschicklich Gegenstände der Belustigung und Beschäftigung,

jedoch

jedoch eines mit dem andern vermischt, vor, und der Zufall, oder ihr Geschmack mag es entscheiden: Denn hier ist sogar der Schatten des Zwanges schädlich. Hinweg anjeßt mit den Büchern und mit den Schreibmeistern! Ein Instrument, ein Clavier, ein Tanzmeister schicken sich besser für sie: Da aber die Anfangsgründe in allen Künsten mühsam sind, so muß man auch hiemit behutsam umgehen. Giebt sie etwa einen Schein von irgend einem Talente, zum Exempel zur Zeichenkunst, oder zum Singen rc. so bedienet euch dieser Entdeckung, denn dadurch werdet ihr die Bildsäule beseelen. Es giebt keine Mittel, alles mit diesem Talente und diesem Vermögen in Verhältniß zu bringen: gebrauchet sie, und versichert euch eines guten Fortganges.

Eine große Vorsicht, die man bey dieser Art von Charakteren gebrauchen muß, ist es, ihre natürliche Langsamkeit nicht zu übereilen. Erwartet den Augenblick der Natur. Verlieret drey und vier Jahre, wenn es seyn muß: es ist besser, sie zu verlieren, als sie übel anzuwenden. Ich sage nicht, daß man sie während dieser ganzen Zeit in der Trägheit solle stecken lassen; ich will, daß man sie sanft

heraus ziehe, und sie nicht mit Gewalt heraus reisse: Ich will, daß man ihnen den gegenseitigen Zustand angenehm mache, damit sie von selbst dahin kommen: Kurz, es ist mir lieber, daß sie in ihrem schlaffen Wesen verbleiben, als daß sie durch eine unverständige Härte daraus kommen. Setzet voraus, daß ihre Empfindung noch verschlossen sey. Dies ist kein Heischsatz: Denn sie ist es in der That. Die Zeit wird sie entwickeln. Wollet ihr diese Entwicklung erzwingen, so wird sie auf keine zuträgliche Art geschehen. Ihr werdet die Organisation verhindern, sich zu verbessern, indem ihr sie befördern wollt.

Ich dürfte fast denenjenigen beystimmen, welche meynen, daß junge Mägdchen, deren Seele so träge ist, besser in einem Kloster, oder doch mit andern Kostgängerinnen, als in dem väterlichen Hause, zu erziehen wären. Dort würde eine weniger zärtliche Nahrung, mehr Uebung, die Luft im Garten, oder die freye Luft im Felde, ihre körperlichen Werkzeuge zum Vortheil der Seele verstärken: anstatt daß sie im väterlichen Hause vor den Augen ihrer Mutter, in einer wohl zugemachten Stube sitzet, ohne daß sie es waget, aufzustehen, zu gehen,

hen, zu reden, oder Othem zu schöpfen. Ist ein Mägdchen von Natur lebhaft, so würde sie dieses eingezogene Leben bis zur Dummheit niedergeschlagen machen. Gebet auch darauf wohl Acht, ob die Trägheit eures Kindes aus der Natur, oder der Lebensart kömmt, die ihr ihm vorschreibt. Im ersten Falle habe ich schon die Mittel entworfen, welche etwas beytragen können, um das Temperament zu stärken, die Entwicklung der Organen ohne Zwang zu befördern, und folglich die Seele wacker zu machen. Im andern Umstande braucht man nur die Ursache des Uebels zu ersticken, um es hinweg zu bringen. Kinder müssen überhaupt Uebung, Spiel und Zerstreuung haben; junge Mägdgens aber mehr, als Knaben, weil ihre Beschäftigungen mehr eingezogener und weniger rauschend sind, während daß diese täglich tausend Gelegenheiten haben, zu laufen, zu schreyen, und sich lustig zu machen. Dieses gehört vorzüglich für faule und träge kleine Mägdchens: nichts als der Reiz des Vergnügens kann sie aus ihrem Todtenschlafe erwecken. Ihre Bescheidenheit darf nicht traurig, sondern lebhaft und frölich seyn.

Die Trägheit ist bey gewissen Frauen ein Geziere. Sie stellen sich schwach. Sie machen sich eine Ehre daraus, wenn sie nicht einen Strohhalmen aufzuheben vermögend sind. Ihre zarten Muskeln geben der geringsten Bemühung nach. Es ist ein gewisser Ton, vielleicht auch eine Geschicklichkeit, um einen Vorwand zu haben, daß sie bey Gelegenheit schwach sind: man glaubt sogar, daß dieses verstellte Schmachten Anmuth giebt. Dem ohngeachtet ahmen die Kinder diesen Possen sehr leichte nach: sie würden sich schämen, weniger zärtlich und weniger unachtsam, als ihre Mütter, zu seyn. Eine Mutter kann recht wohl auf einen Fehler ihrer Tochter schelten, wozu sie ihr das Beyspiel giebt! Es ist auch gewiß, daß ihre Verweise übel aufgenommen und nichts bewürken werden, als daß die Mutter für eine ungerechte Frau gehalten wird, welche das thut, was doch ein Uebel ist; oder welche nur das verbiethet, was sie für erlaubt hält. Man kann nicht gnugsam gegen sich selbst wachsam seyn, wenn man es auf sich hat, andere zu bilden. Das Beyspiel ist die nützlichste Lection, wenn es gut ist; und die gefährlichste Versuchung für die Kindheit, wenn es schlimm ist.

Dieses

Dieses sind die Regeln, welche ein berühmter Prälat entwarf, um träge Charaktere aufzuwecken. Habt ihr ein Mägdchen zu erziehen, dem Lebhaftigkeit, Neugier und Empfindlichkeit fehlt: so nehmt die sanftesten Mittel, um die Triebfedern ihrer furchtsamen und schmachtenden Seele zu bewegen. Dränget nicht Unterweisung auf Unterweisung: hütet euch, ihr das Gedächtnis zu belästigen, und ihr das Hirn zu ermüden. Keine zwangvolle Regeln, keine zubereitete Unterweisung! Alles, was sich ihr nahet, muß auf eine mäßige Art froh seyn, damit die Frölichkeit ganz sanft durch alle ihre Sinnen in ihr Herz komme. Fürchtet euch nicht, ihr bescheidentlich zu zeigen, zu was sie fähig ist: begnüget euch mit wenigem, lasset sie auch ihren geringsten Fortgang bemerken, und fürchtet, in Ansehung ihrer, die Muthlosigkeit mehr, als den Hochmuth. Setzet den Reiz der Nachahmung in Bewegung, ohne ihr Eifersucht einzuflösen. Lobet in ihrer Gegenwart die starken und muthigen Seelen. Sprecht mit ihr von scheuen Leuten, welche ihr Temperament überwunden haben. Lehret ihr durch indirecte Unterweisungen, bey Gelegenheit eines andern, daß die Trägheit

alle

alle Talente und alle Tugenden ersticke. Aber hütet euch wohl, ihr diesen Unterricht in einem ernsthaften und ungeduldigen Tone zu geben: sonst werdet ihr die wenige Empfindlichkeit, welche ihr noch übrig ist, verstören. Verdoppelt im Gegentheil eure Mühe, um ihr die Arbeit und den Zwang, welchen ihr derselben unmöglich ersparen könnt, durch Leichtigkeit, Vergnügen, und kleine Lustbarkeiten, welche eben so unschuldig, als ihrem Alter angemessen sind, zu würzen. Wendet diese Mittel, welche gegen die Trägheit so viel vermögen, mit Geschicklichkeit an. Man muß dem Geiste dieser Art von Kindern Geschmack beybringen, wie man ihn den Körpern gewisser Kranken beyzubringen sucht. Man lasse sie durch den Instinkt suchen, was ihren Eckel heilen kann. Man stelle ihr wechselsweise, und gleichsam gelegentlich, alles vor, was man, um diese gute Würkung hervorzubringen, fähig glaubt: man nehme diejenigen in Acht, an welche sich ihre Seele am willigsten hefftet, und man betrachte sie als Triebfedern, die sie in Würksamkeit zu setzen vermögend sind. Man erdulde ihnen einige Phantasien, sogar auf Kosten der Regeln, wenn sie nur nicht auf gefährliche Ausschweifungen

fungen verfallen: unterdessen muß man hier doch mit Vorsicht verfahren: Denn ob es gleich schwerer ist, denenjenigen Geschmack beyzubringen, welche keinen haben, als den Geschmack dererjenigen zu bilden, welche ihn noch nicht haben, wie er seyn soll; so bleibt es doch allemal besser, unempfindlich, als nur für lasterhafte Gegenstände empfindlich zu seyn.

Fünfte Abhandlung.

Vom Verlangen zu gefallen.

Der Mann und das Weib sind eines für das andere gemacht. Sie sollen einander gefallen: Das ist die Absicht der Natur, und der Zweck der Gesellschaft: Denn wie kann man glückselig zusammen leben, wenn eines sich mit dem andern nicht verträgt? Unterdessen hat man sehr wohl bemerkt, daß der Mann weit eher ohne Weib, als das Weib ohne Mann bestehen könne. In allen Ständen erhält das Weib vom Manne das Nothwendige; der Mann aber erhält vom Weibe nur höchstens das Nützliche und Angenehme.

Also ist das Verlangen zu gefallen bey dem Manne weniger stark, als beym Weibe. Diese Ungleichheit ist in der Natur gegründet. Der Mann vernachläßiget die Sorgfalt zu gefallen, und kann sie auch vernachläßigen, weil er sich auf die Schwäche, die Begierden, und die Bedürfnisse des Weibes verläßt. Das Weib, welches eben diesen Hinterhalt nicht hat, muß alle ihre Bemühung anwenden, um dem Manne zu gefallen, auf dessen Achtung und Liebe alle ihre Hoffnungen in der Gesellschaft gegründet sind. Ich sage, in der Gesellschaft: Denn ausser derselben würde sich die Ungleichheit auf was sehr weniges erstrecken; vielleicht würde auch gar keine seyn. Allein, wir erziehen doch unsere Töchter für die Gesellschaft, und müssen also nach diesem Plane arbeiten.

Das kleine Mägdchen, welches zu gefallen suchet, folget also einem natürlichen Triebe, einer gesellschaftlichen Eigenschaft, welche man nicht genugsam pflegen kann, wenn sie nur gut geleitet wird. In welcher Absicht sollen die Frauenzimmer zu gefallen suchen? In der Absicht, die Liebe, die Achtung und die Wohlgewogenheit der Mannspersonen zu verdienen. Und welcher Mannspersonen?

personen? Des ehrlichen Mannes, des tugendhaften Mannes, des verdienstvollen Mannes. Diese wenigen Worte enthalten eine Menge köstlicher Wahrheiten. Ihr Frauen, die ihr diese Blätter leset, worinnen ich mir das Wohl der Menschheit überhaupt, und eures insbesondere, vorgesetzt habe, wiederholet euren Töchtern öfters, daß sie gänzlich von den Meynungen der Mannspersonen abhängen, von der Hochachtung, die sie für ihre Person haben, von dem Werthe, wornach sie ihre Verdienste schätzen, und von der Meynung, die sie von ihrer Tugend haben. Füget hinzu, daß es die einzige und vornehmste Pflicht einer Frau ist, dem Manne, der ihr nothwendig ist, nützlich zu seyn, und daß diese Schuldigkeit alle andere in sich begreift; daß die getreue Beobachtung dieser Pflicht ihr Glück auf Erden ausmacht, und ihren Ruhm in den Augen des unsterblichen Wesens, das ihr sie auferlegt hat. Ich bin eine Mannsperson, und wenn ich ein Frauenzimmer wäre, so würde ich noch eben diese Sprache führen. Die Herrschaft des Mannes ist auf die Stärke gegründet; des Weibes aber, auf die Kunst zu gefallen. Die Stärke wurde dem Manne gegeben, damit

er der Beschützer des Weibes seyn möchte; und dem Weibe wurde die Kunst zu gefallen gegeben, damit sie die Gesellschafterin des Mannes, seine Freundin, seine Trösterin sey; damit ihre Sorgfalt, ihre Sanftmuth, und ihre Zuneigung ihm das Leben angenehm machen.

Konnte der Urheber der Natur seine Absichten besser entdecken, als daß er dem Weibe alles gab, was nöthig ist, um dem Manne zu gefallen; und diesem alles, was nöthig ist, um das Weib zu beschützen? Die eine hat die Annehmlichkeiten des Körpers und des Geistes: einen gewissen über ihre ganze Person verbreiteten Reiz, dessen man sich nicht erwehren kann; eine Biegsamkeit des Geistes, die sich zu allem lenken läßt, und über alles siegen kann. Der andere hat zu seinem Antheile Stärke des Leibes und des Geistes erhalten: einen erfindsamen Witz, und die Macht der Ausführung. Man betrachte also die Vertheilung der verschiedenen Verrichtungen, die beyden Geschlechtern in der Gesellschaft bestimmt sind, nicht mehr als ein ungerechtes Herausnehmen des Stärkern über den Schwächern. Denn der Mensch mag es anfangen, wie er will, er kann die

Natur weder zerstören, noch zwingen. Ihre Rechte sind unvergänglich. Wären beyde Geschlechter an Stärke einander gleich gewesen, wie hätte sich das Gleichgewicht brechen können? Man muß nothwendig einsehen, daß von Anfange her die Stärke auf einer, und die Schwäche auf der andern Seite gewesen ist; daß die Schwäche einer Stütze bedürfe, und daß ihr die Gabe zu gefallen bewilliget würde, um diese Stütze zu erhalten; daß die Stärke aus einem natürlichen Triebe gleichfalls das Glück suchte, und daß dieses Glück die Frucht des Schutzes ist, den sie der Schwäche erwieß. Der Geist der Paradoxie kann, vermöge der Spitzfindigkeit, diese große Grundwahrheiten zwar mit leichten Schatten bedecken: aber diese Schatten sind gar bald zerstreut, und die Warheit glänzt endlich mit einem reinern Schimmer.

Weg mit der abscheulichen Sittenlehre, die sich untersteht, das Verlangen zu gefallen unter die Zahl der Laster zu setzen, und es für Eitelkeit, Schwachheit und Niedrigkeit zu schelten. Leute, welche also denken und reden, wissen die Geschenke des Himmels nicht zu schätzen, oder kennen nur verdorbene Seelen, welche das größte in der Menschheit erniedrigen. Es ist wahr, das Verlangen,

dem thörichten Manne, dem unbesonnenen Manne, dem lüderlichen Manne zu gefallen; das Verlangen, dem Manne zu gefallen, um ihn zu verführen, und zum Argen zu leiten, ist ohne Zweifel ein lasterhaftes Verlangen. Allein, es ist das Verlangen der Leidenschaft, und nicht das unschuldige und reine Verlangen der Natur und der Vernunft. Meine der Tugend geheiligte Feder wird dem Laster keine Schutzschrift verfertigen. Allein das Verlangen, dem ehrlichen Manne, dem Manne vom Verstande, dem tugendhaften Manne zu gefallen, ist ädel, und voller Größe in seinem Ursprunge, in seinem Zwecke, und in den Mitteln, die es, dahin zu gelangen, anwendet. Es kömmt vom Himmel, eine unsterbliche Hand hat es mit unauslöschlichen Buchstaben jedem Frauenzimmer ins Herz gegraben: das ist sein Ursprung. Es zielet dahin ab, um einem Geschlechte die zärtliche Wohlgewogenheit des andern zu erwerben; es zielet auf die rechtmäßige Anmuth der Gesellschaft, und auf das größte Glück, welches Mann und Weib hienieden genießen können, welches in einer festen und tugendhaften Vereinigung, im Verständnisse der Seelen, und in der Uebereinstimmung des beyderseitigen

Willens

Willens besteht: Das ist sein Zweck. Seine Mittel sind nicht blos die Reize der Schönheit, noch die Neigungen der Sinne; diese gehören im Gegentheil nicht hieher, sondern in die Umstände, durch welche sie, jedoch ohne Laster, und gleichsam als eine Pflicht, zugelassen werden: vielmehr sind es Talente und Tugenden, wie ich in den folgenden Abhandlungen es zu erklären Gelegenheit haben werde.

Die Liebe zur Tugend ist auch in den verdorbensten Menschen nicht gänzlich erstickt. Diese Liebe ist natürlich: Der Mensch verschlimmert sich; allein er zieht die Natur nicht aus. Diese Empfindung bleibt allezeit in ihm, entweder für, oder wider ihn: für ihn, wenn er seinen Pflichten getreu ist; wider ihn, wenn er sie zu brechen sich untersteht. So schwach er auch ist, so hat er allezeit Stärke genug, sich zu fühlen, da die Zwischenzeit der Leidenschaft, die ihn unterdrückt, nicht immer währt. Er schreyt nicht in den aufrührerischen Entzückungen der Leidenschaft; er würde dann vergebens schreyen: aber nach dem Sturme läßt er sich hören. Er hat also eine Zeit zum Ueberlegen, heitere Zwischen-

räume der Vernunft: Die einzigen Zeitpunkte im menschlichen Leben, wo der Mensch wirklich Mensch ist: Denn die Stunden, die man der Leidenschaft giebt, sie mag heißen, wie sie will, sind der Menschheit gestohlen. Lasterhafte Weibsbilder gefallen dem Manne nicht, und erhalten niemals weder seine Liebe, noch seine Hochachtung. Sie haben keine Gewalt über ihn, als in dem Verhältnisse, nach welchem er sich unter den Adel seines Wesens erniedriget. Sie können ihn verschlimmern, wenn er schwach ist; verführen, wenn er voll Leidenschaft ist; ihn verderben, wenn er thöricht ist. Die Niedrigkeit also, die Schwachheit, die Leidenschaft, die Thorheit, sind die einzigen Titel derjenigen Zuneigung, die man gegen Buhlerinnen, Stutzerinnen, galante Weiber, und überhaupt gegen alle die bezeugt, welche durch wirkliche Laster, oder aus Mangel an Tugend, ihr Geschlecht sowohl, als denjenigen, welchem sie sich unterwerfen, entehren. Welch Entsetzen muß eine Frauensperson dieser Art gegen sich selbst fassen, wenn sie einen Augenblick über die Rolle nachdenkt, die sie spielt, oder die sie neben sich spielen sieht; und wenn sie erwägt, daß sie das verächtliche Götzenbild des Lasters ist, welches vor ihr einen un-

reinen Weihrauch anzündet; daß derjenige, der sie anzubeten vorgiebt, in der That nichts als seine Leidenschaft anbetet, deren Werkzeug er ist; daß sie ein schlechter und abscheulicher Gegenstand in seinen Augen ist, so bald er, sich selber überlassen, wieder zum Menschen wird, und seine Irrthümer und diejenige, die ihn darinnen unterhält, verabscheut. Welches Weibsbild würde wohl um diesen Preis zu gefallen verlangen?

Die Tugend hat einen Reiz, der sich durch nichts ersetzen läßt. Das bloße wahre und gründliche Verdienst erzeuget Liebe und wahre Hochachtung. Ohne dasselbe kann das übrige zwar blenden; allein, weiter auch nichts, als blenden, ohne eine dauerhafte Zuneigung hervorzubringen: es wird so lange gefallen, als das Blendwerk dauert, und länger nicht. Wir wollen aber hier nicht im voraus von einem Gegenstande handeln, auf welchen wir bald alle gehörige Aufmerksamkeit wenden werden.

Wie wichtig, wie angenehm ist es für ein Frauenzimmer, wahren Männern zu gefallen! Denn alsdann gefällt sie der Tugend selbst, dem Verstande und der Vernunft. Es ist nicht zuviel, wenn ich sage, daß sie dem

ewigen Muster aller Güte und aller Vollkommenheit gefällt. Wie schön ist es für sie, wenn sie aufrichtig zu sich sagen kann: „Ich „bin gebohren, um das Glück eines Man„nes zu machen, und ich erfülle meine Be„stimmung in der Einrichtung der Natur und „der Gesellschaft. Ich gebe ihm in Anmuth „und reinem Vergnü en wieder, was ich von „ihm aus Wohlgewogenheit und Schutz er„halte. Den Rang, den er mir in der Welt „giebt; das bequeme Auskommen, das er „mir verschafft; das Wohl meiner lieben „Kinder, dieser kostbaren Pfänder unsrer bey„derseitigen Liebe, alles dieses bin ich ihm „schuldig: er aber hat mir sein Glück zu dan„ken; meiner Sorgfalt und meinem Verlan„gen ihm zu gefallen, hat er die gute Ord„nung in seinem Hause, und den sanften Frie„den zu verdanken, den er im Schooße seiner „Familie genüßt. Meine Freunde wünschen „mir Glück, daß mein Schicksal mit dem „Schicksale eines artigen, rechtschaffenen, groß„müthigen und ehrlichen Mannes vereint ist; „und eben dieser Mann preist sein Glück, eine „Frau, wie mich zu haben. Vergebens sagen „leichtsinnige Leute, welche nicht denken, daß „meine Gefälligkeit, meine Sorgfalt, meine

„Bemü-

„Bemühung, mein Fleiß, um meinem Manne „in allem zu gefallen, sehr gemeine Eigen„schaften sind. Und was frage ich darnach, „welche Namen diese Unsinnigen denjenigen „Tugenden geben, die die Größe meines Ge„schlechts und das gegenseitige Glück des „Mannes und des Weibes ausmachen?„

Sechste Abhandlung.

Von der Schönheit. Wie lächerlich es ist, darüber eitel zu werden: In welchem Sinne die Frauenzimmer für ihre Reize Sorgfalt tragen sollen.

Man gefällt durch die natürliche Schönheit, durch die Annehmlichkeit des Putzes, durch Talente, durch Tugenden. Gegenwärtig wollen wir nur von der Schönheit reden. Diese Materie hat uns zwar schon anderwärts beschäftiget; allein sie ist unerschöpflich.

Die Schönheit ist eine Art eines Abgotts, dem man zu allen Zeiten und in allen Ländern geopfert hat. Einige haben sogar behauptet, daß die Herrschaft der Schönheit

die älteste auf der Welt wäre: zum wenigsten ist sie doch die tyrannischste, in vielerley Absichten.

Es giebt Leute, die so ernst und dem unschuldigsten Vergnügen so feind sind, daß sie, wenn sie einigen Theil an Regierung der Welt hätten, sie den Frühling und die Schönheit davon wegnehmen würden. Laßt uns weise seyn, aber nur nicht bis zur Ausschweifung. Die ausschweifende Weisheit ist die größte der Thorheiten. Laßt uns die Schönheit achten, weil sie eine Gabe des Himmels ist; und laßt uns in Acht nehmen, sie als ein Unglück anzusehen, weil sie kläglich werden kann. Es ist wahr, sie hat groß Uebel hervorgebracht, Herzensquaal, und schröckliche Zerrüttungen in der Welt angerichtet. Allein sie war nur die unschuldige und unglückliche Ursache davon. Der Himmel giebt keine vergifteten Geschenke. Der Mensch vergiftet sie, und will hernach den Himmel über das, wovon er selbst Urheber ist, zur Rede stellen. Wenn nur die Schönheit stets mit der Tugend vereinigt ist, so wird sie das Glück der Gesellschaft seyn. Dient sie aber einem verderbten Herzen, einer niedrigen und groben Seele, einem eitlen und verstellten Charakter, einem stolzen und grausamen Geiste zur Hülle;

dann

dann wird sie ohne Zweifel das Werkzeug der größten Verbrechen, Blutschanden, Ehebrüche, Verrätherenen und Todtschläge seyn: das Werkzeug und nicht die Urquelle. Die Quelle davon ist das Laster, dessen vergifteter Hauch alles ansteckt.

Der Anblick dererjenigen Unordnungen, die dem Mißbrauche der Schönheit folgen, darf uns aber nicht den wirklichen Nutzen vergessend machen, den sie verschaffen kann. Sie ist eine starke Empfehlung. Sie ist den Tugenden dasjenige, was die frische Schale den Früchten ist. Die Früchte können, auch ohne die Schale, die sie bedeckt, gut und wohlschmeckend seyn: aber diese Schale reizt, und es scheint, als ob sie dadurch einen neuen Preiß bekämen. Die Tugenden sind vor sich selbst schon gut und schätzbar, unabhängig von der Schönheit tugendhafter Personen. Unterdessen, wenn die Annehmlichkeiten der Gestalt sich in ebenderselben Person mit den Eigenschaften der Seele vereint finden: so werden diese dadurch anreizender. Welcher treflicher Vorzug, die Tugenden zu verschönern!

Die Schönheit ersetzet wesentlichere Vortheile. Sie gilt oft so viel, als große Reichthümer. Sie kann ganz allein eine vortheilhafte

theilhafte Versorgung verschaffen; allein hiezu gehöret, daß sie vom Verdienste der Tugend, von einem empfindlichen Herzen, und einer unschuldigen und reinen Seele unterstützt sey. Sonst verliert die Schönheit ihren Reiz. Uebrigens ist diese Ausgleichung gar gerecht: wenn die Schönheit die Tugend reizender macht, so muß auch diese Tugend eine neue Anmuth für die Tugend haben. Man könnte sagen, daß Tugend und Schönheit zwey Schwestern wären, zwey Gesellschafter, zwey Unzertrennliche, die gemacht sind, um allzeit mit einander zu gehen, sich zu verschönern, und sich wechselsweise zu empfehlen. Kurz, die Schönheit ist die Tugend des Körpers, so wie die Tugend die Schönheit der Seele. Unterdessen ist dennoch dieser Unterschied dabey, daß sich die Tugend schlechterdings, auch ohne Schönheit, genug ist, weil sie nur einen zufälligen Reiz dadurch erhält, ob er gleich mächtig und schätzbar ist; anstatt daß die Schönheit, bey Abwesenheit der Tugend, gar wenig und für sich selbst unfähig ist, ein gründliches Glück hervorzubringen. Also ist auch ein jeder Mann, der eine junge Person ihrer Schönheit wegen, und ohne Absicht auf die Eigenschaften des Herzens, heyrathet, ein

Thor,

Thor, ein Unbesonnener, der sie niemals wird glücklich machen können, weil er sein eignes Glück so schlecht zu stellen weiß.

Man erzählt, daß eine sehr häßliche Königin, (welche so häßlich und garstig war, daß sie sich ihre äuserste Häßlichkeit nicht verbergen konnte,) dennoch eine so heftige Begierde hatte, für schön geachtet zu werden, und es sich selber zu scheinen, daß sie die schönsten Mägdchen ihres Königreichs besoldete, um in den öffentlichen Plätzen der Hauptstadt, in den Zimmern ihres Pallasts, und allenthalben, wo sie hingieng, auszuschreyen: **Die Königin ist schön, die Königin ist schöner, als wir.** Sie setzte auch einen beträchtlichen Preis für jeden aus, der eine Art von Spiegeln erfinden würde, welche häßliche Gestalten als schön vorstelleten. Sie fand zwar lügenhafte Zungen; aber sie fand keine ungetreue Spiegel.

Dieses mag nun eine Fabel oder eine Geschichte seyn; so ist es doch allezeit geschickt, uns zu zeigen, wie weit die Thorheit, für schön gehalten zu werden, gehen kann, welche vielleicht die lächerlichste unter allen Eitelkeiten ist. Denn, zu geschweigen, daß

die Gabe der Schönheit ganz und gar nicht von uns abhängt, so ist sie auch höchst zerbrechlich. Sie besteht nicht gegen die geringste Unpäßlichkeit. Eine Krankheit kann die Schönheit gänzlich zerstören. Je zärtlicher sie ist, desto zerbrechlicher ist sie: und die dauerhaftesten Reize verlieren täglich eine Anmuth. Wenn die Eitelkeit der Weiber, in Ansehung ihrer Schönheit, sich verringerte, so wie sie selbst unter den Fußtapfen der Zeit verlöscht: so könnte man sie fast als eine vernünftige Achtung ansehen, welche darnach abnimmt, nachdem sich der Preiß des geschätzten Gegenstandes verringert. Zum Unglück trägt sich das Gegentheil zu, um zu beweisen, daß Personen, welche allen ihren Ruhm und ihr ganzes Verdienst in den Reizen der Gestalt setzen, den höchsten Grad des Lächerlichen erreicht haben. Sind die Annehmlichkeiten verschwunden, so behält man doch das Andenken davon, und öfters hat dieses Andenken mehr Würkung, als die Sache selbst. Wie viele Frauenzimmer sind nicht in ihrem Alter mehr von sich selbst gereizt, als jemals, während daß andern daran eckelt? Die Königin Elisabeth war ein Wunder in dieser Art *:

Dieses

* Diese Anecdote folgt zu Ende der Abhandlung.

Dieses Beyspiel ist auch nicht das einzige; man könnte eine Menge anderer, obgleich weniger berühmten, beyfügen. Es ist unbegreiflich, wieviel sich junge Personen, im Punkte der Schönheit, überreden, und wie hartnäckig diese kindische Eitelkeit im reiffern Alter ist. Wieviel Köpfe hat nicht ein Gran Schönheit schwindeln gemacht! Aber wie verächtlich sind diese Köpfe für gründliche Geister und für einen feinen Verstand!

Eine Frau, die keine andere Verdienste hat, als ihre Reize, hat nach meiner Meynung weniger, als nichts: Denn diese ihre Schönheit giebt sie ihren Begierden, und den Leidenschaften, die sie in andern erwecket, Preiß, ohne daß sie in sich einen geschickten Zaum findet, um die erstern zu regieren, noch ein tüchtiges Gewehr, um sich gegen die Angriffe eines Schwarmes unbesonnener Anbeter, unsinniger Sclaven einer Bildsäule, zu vertheidigen. Für dergleichen Personen sind die natürlichen Annehmlichkeiten Fallstricke ihrer Unschuld, in welche sie unvorsichtig fallen. Also darf sich ein Frauenzimmer, das dieses Vorzugs beraubt ist, jedoch ohne ihn zu verachten, glücklich schätzen, daß sie den Gefahren, die davon beynahe unzertrennlich sind, den Un-

verschämtheiten der Stutzer, den abgeschmackten Gesprächen der Narren, und dem allzeit grausamen Neide der andern Frauenzimmer nicht ausgesetzt ist. Die Weisheit ist ihr viel leichter: sie findet sich in einer glücklichen Nothwendigkeit, durch die Talente des Geistes und Eigenschaften des Herzens zu ersetzen, was ihr die Natur an natürlichen Annehmlichkeiten versaget hat. Glückliche Nothwendigkeit, wovon sie Nutzen zu schöpfen suchen muß, die ihr unendliche Irrthümer, Eitelkeiten und Lächerlichkeiten ersparet, und alle ihre Gedanken auf gründliche und dauerhafte Güter wendet!

Elise, du bist weniger schön, als Lucinde; betrübe dich darum nicht. Wende du die Zeit, die deine Freundin auf die Sorgfalt für ihre Reize verwendet, auf die Ausbildung deines Geistes. Laß einige Jahre so hin gehen, die Schönheit Lucindens wird verschwunden seyn; deine Talente und dein Verstand werden da bleiben mit allem, was du dir von Seiten des Geistes und des Herzens erworben hast. Alsdann wird Lucinde, anstatt sich dir vorzuziehen, wie sie itzt thut, alle Huldigungen, die sie empfängt, und alle Anbeter, die sie mit einem thörichten Weihrauche trunken

machen,

machen, um eine einzige derer Känntnisse, um ein einziges Talent, um eine einzige Tugend, hingeben, darinne du dich im Schoose des väterlichen Hauses übest.

Julie, du bist schön. Warum sollte ich dir das verbergen, was dir so viele andere bis zur Beschwerlichkeit wiederholen werden, was dir dein Spiegel sagen wird, und was dir deine Eigenliebe vielleicht schon gesagt hat? Du bist schön; aber werde nicht eitel darüber. Man muß sich nur nur nach den Tugenden schätzen, die man besitzt, und sich nach dem Guten ehren, das man gethan hat. Die Schönheit ist an und vor sich selbst ein schwaches Verdienst; sie borgt ihren größten Werth von der Unschuld. Eine weggeworfene oder entheiligte Schönheit verliert ihren Reiz. Nur Leute ohne feinen Geschmack kann sie verführen; und auch deren Achtung erhält sie niemals. Man wird dir zwar die Macht der Schönheit rühmen. Es ist wahr, sie ist stark, wenn sie von der Tugend unterstützt wird. An sich selbst hat sie ihre Herrschaft nur aus Gnaden. Sie verdirbt durch tausenderley Zufälle; sie vergeht mit den Jahren; die Gewohnheit zerstört ihre Würkung. Unterdessen verschmähe

die Gabe des Himmels nicht: pflege das Geschenke, das er dir gemacht hat. Aber er hat dir die Schönheit des Körpers als eine Verbindlichkeit gegeben, um die Schönheit der Seele zu erwerben. Füge der Schönheit ehrbares Betragen, bescheidenes Wesen, Sanftmuth, Verstand und Tugend bey. Auf eine solche Art mußt du für deine Reize Sorge tragen, und sie durch Reinigkeit des Herzens, Zärtlichkeit der Empfindung, und Annehmlichkeiten der Vernunft verschönern: glaube, daß dieß eine artige Gestalt mehr erhebt, als die Zurüstung der Buhlerey, oder die Hülfsmittel des Nachttisches. Wenn man dich so schön sieht, so muß man auch sagen können: „Diese Schönheit ist die Verkündigung einer „noch weit schönern Seele.„ Man müsse, wenn man dich so schön sieht, nichts als die Empfindungen einer ehrerbietigen Liebe fühlen, Die Schönheit ist oft stolz und hochmüthig. Sey gegen niemand stolz, als gegen die, welche dir die Achtung versagen. In diesem einzigen Umstande ist der Stolz eine Pflicht. Deine Schönheit setzt dich mehr, als eine andere, den Gefahren der Verführung, der Bosheit des Neides, und den Pfeilen der Verläumdung aus. Bedenke also, daß du eines

Zuwach-

Zuwachses an Kräften und Klugheit bedarfst, um die Gelegenheiten zu vermeiden, oder siegreich herauszukommen. Es ist noch nicht genug für dich, weise zu seyn. Du mußt vor und nach der Ehe hochgeschätzt werden. Ohne den guten Ruf trachte nach keiner vortheilhaften Verbindung. Ich verstehe durch eine vortheilhafte Verbindung die, welche dich glücklich machen kann; und das Glück im verehlichten Stande gründet sich auf die aufrichtige Verbindung zweyer Personen, die beyde gleich zärtlich gesinnt und tugendhaft sind. So denken vernünftige Leute von der Schönheit in Betracht auf die Ehe:

„Es scheint mir, große Schönheit sey bey „der Ehe mehr zu fliehen, als zu suchen. Die „Schönheit verringert sich gar bald durch den „Besitz; nach Verlauf von sechs Wochen ist „sie nichts mehr für den Besitzer, seine Ge„fahren aber dauren so lange, als sie. Wenn „eine schöne Frau nicht wenigstens ein Engel „ist, so ist ihr Mann der unglücklichste; und „wenn sie auch ein Engel wäre, wie kann er „verhindern, daß sie nicht stets mit Feinden „umringet sey?„

Diese Betrachtung muß dich aufmerksamer und vorsichtiger machen, als eine andere,

welche weniger Annehmlichkeiten hat. Es ist noch nicht genug, daß die Liebe zur Tugend in dir herrschet. Dein Mann, der dir nicht in den Grund der Seele sehen kann, vermag nur nach dem Aeußerlichen zu schlüßen. Vermeide also sogar den Schein des Lasters. Nimm dich in Acht, daß dich die Anmuth des Vergnügens nicht zu einer Thorheit verleite. Denn deine Schönheit würde alsdann wider dich zeugen, und ihr würde, sogar auf Kosten der Wahrheit, geglaubt werden.

Anecdote, die Königin Elisabeth betreffend.

Die Eigenliebe ist eine seltsame Sache. Man begreift leicht, daß eine artige Frau ein wenig mehr Reize zu haben glaubt, als sie wirklich hat, und daß sie es gern hört, wenn man sie schön nennt. Allein, daß eine sechzigjährige Frauensperson, die niemals weder schön noch artig gewesen ist, im Ernst die schönste Person ihres Jahrhunderts zu seyn glaubt; daß sie sich erfreut, es unaufhörlich wiederholt zu hören, das ist eine grobe Verblendung, die man zu begreifen Mühe hat. So schwach war die

Köni-

Königin Elisabeth für ihre Person. Der berühmte Walter Raleigh kannte sie so gut, daß er, als er in Ungnade fiel, nichts für so würksam hielt, wieder in Gunst zu kommen, als an einen seiner Freunde, mit Namen Robert Cecil, einen Brief voll übertriebener Lobsprüche auf die Schönheit der Königin, zu schreiben, in der Absicht, daß er der Elisabeth zu Gesichte kommen sollte. Er ahmete darrinnen dem entzücktesten Liebhaber vortrefflich nach; er beweinete darinnen bitterlich die Härte seines Schicksals, das ihn von dem Abgott seines Herzens, von seiner Beherrscherin, die er so sehr geliebt hätte, und noch anbetete, enfernt hielte. „Ich, spricht er, der ich „gewohnt war, sie zu Pferde zu sehn, wie den „Alexander; jagen, wie Dianen; gehen, wie „Venus, und gleich einer Nymphe, deren „schöne Haare an ihren rosenrothen Wangen „nach Gefallen der Westwinde spielen; der „ich sie bisweilen im Schatten ruhen sah, wie „eine Göttin; singen, wie ein Engel; ihre „Leyer rühren, wie Orpheus. Ach! man betrachte einmal die Veränderungen in dieser „Welt! Ein einziger Fehler hat mich alles „dessen beraubt!„

Dieser junge Alexander nun zu Pferde, diese Diane auf der Jagd, diese Nymphe mit langen Haaren und rothen Wangen, diese im Schatten schlafende Göttin, dieser singende Engel, dieser auf der Leyer spielende Orpheus, war eben dieselbe, die der Graf von Essex, der unvorsichtige Liebling, ein altes Gerippe nannte, das den Geist so schief, als den Leib, hätte. Sie war im sechzigsten Jahre. Im acht und sechzigsten Jahre hatte sie noch die Unsinnigkeit, zu tanzen, und zu liebäugeln, wie ein Mägdchen von funfzehn Jahren, und hörte es gern, wenn man sie den Grazien verglich. Soll man hier die äußerste Unbesonnenheit der Hofleute, die ihre Königin mit diesen niedern Possen trunken zu machen vermochten, oder die unbeschreibliche Eigenliebe der Königin bewundern, die Geschmack hieran fand? Ich lasse diesen Punkt die Frauenzimmer und die Leute an Höfen beurtheilen. Jene können uns sagen, zu was die weibliche Eitelkeit fähig ist; diese aber wissen vielleicht aus der Erfahrung, wie sehr die niederträchtige und grobe Schmäucheley die Seelen erniedrigt. Wir wollen hier abbrechen: ich fühle, daß sich meine Galle regt; und im Grunde ist es doch nur zum Lachen.

Siebente Abhandlung.

Wie sehr die Schönheit der Seele der Schönheit des Körpers vorzuziehen sey.

Ich sehe die Frau von N*** sehr oft. Ich habe sie beynahe genannt, und sie würde mir es schlechten Dank wissen. Sie ist nicht mehr in ihrer ersten Jugend; aber sie hat noch Reize: sie vernachläßiget dieselben, und gefällt dadurch noch mehr. Ich finde sie ordentlicher Weise mit einem Buche in der Hand, dieses ist: Der Schauplatz der Natur, die Charaktere des Jahrhunderts, die Sitten, oder die Abhandlung vom wahren Verdienste. „Ist es möglich, sagte ich einsmals zu ihr, „daß sie bey so vielen Reizen weniger daran „denken zu gefallen, als sich den Geist mit „alle dem zu nähren, was die Moral vor„trefflichs hat?„

„In der Welt, antwortete sie, ist ein „wenig Verdienst, oder ein wenig Wissen„schaft eine größere Beyhülfe, als eine schöne „Farbe, oder schöne Augen. Die wenigen „Annehmlichkeiten, die Sie mir beylegen, verlö-

„verlöschen tagtäglich. Es ist mir sehr an„genehm, daß ich mich mit den Musen über „die Abwesenheit der Grazien schadlos hal„ten kann.„

Sophie ist ihre Tochter. Von ihrem zartesten Alter an war sie ein Wunder der Vollkommenheit. Sie wuchs unter den Augen ihrer Mutter auf; diese hat ihr Herz der Tugend geöffnet, und ihren Geist der Vernunft; sie unterhielt sie stets in der sanften Nothwendigkeit, zu denken. Sophie überließ sich gänzlich ihren glücklichen Eindrücken: welche süße Früchte ärndete sie nicht daher! Die Welt mit allen ihren Gaukeleyen kann sie nicht verführen; sie hat sich wider den Geschmack thörichter Gewohnheiten, die das schöne Geschlecht angenommen, verhärtet; sie weiß, was sie dem Wohlstande schuldig ist; sie kennt den Preiß der Schönheit, und den Werth, den die Männer darauf legen, allzugut, um nicht einige Augenblicke auf ihre Reize zu verwenden: aber den Talenten und den Eigenschaften des Herzens giebt sie den Vorzug. Sie verläßt sich auf diese mehr, als auf etwas anders. Sie ist für ihre Freunde und die Welt, ohne sich jemals zu verlassen. Ich muß sie zum Muster aufstellen. Man wird

darnach gefallen, nachdem man die liebenswürdige Sophie nachahmt. Die Schönheit des Geistes hat viel mehr Reize, als die Schönheit des Körpers.

Soviel man auch der Schönheit des Körpers huldiget; so liebt man doch die Schönheit der Seele weit mehr. Wenn wir die Lobsprüche sammeln wollten, welche berühmte Schriftsteller beyden gemacht haben, so bin ich überzeugt, daß wir sie, in Lobeserhebungen auf diese, weit beredter finden würden, sogar wenn man auch die Ausschweifungen verliebter Dichter dazu nimmt. Seitdem die Liebhaber die Reize ihrer Geliebten erheben, seitdem drehen sie sich auch in einem kleinen Cirkel von Ideen herum, die sie ohne Aufhören wiederholen. Kein einziger von ihnen findet in der Schönheit, die er vergöttert, Züge, welche andere bey Personen, die sie liebten, nicht auch gefunden hätten. Daher kömmt es, daß das Geschwätz der Liebhaber sich auf eine kleine Anzahl Wörter einschränkt, worunter sogar gleichbedeutende sind: welches dann nicht wenig beyträgt, es schal und abgeschmackt zu machen. Mit den Reichthümern der Seele aber ist es ganz anders. Der Grund derselben ist unerschöpflich: er vermehrt sich jeden Tag,

 anstatt

anstatt abzunehmen, wie die körperliche Schönheit. Diese erwirbt nichts, und wenn sie auch nicht merklich verliert, so hat sie doch nur den Vorzug, sich immer ähnlich zu seyn: daher kömmt es dann, daß die Gewohnheit den Reiz davon schwächt, oftmals gar bis zum Nichts, und bis zu Erzeugung des Verdrusses und des Eckels. Das Vergnügen, das sie heut erweckt, ist gleichsam ein Bürge, daß sie morgen keines mehr erwecken wird. Deswegen nannte sie Sokrates eine Tyranney von wenig Augenblicken, und Carneades eine Königin ohne Waffen und Wache, deren Herrschaft gar bald zerstört wird.

Allein, die Schönheit der Seele ist ein Fürstenthum, das auf die Vernunft errichtet ist. Ihre Domainen erweitern sich stets, und werden immer fester. Sie gewinnen bey allen vorfallenden Revolutionen. Hier ist die Schönheit allzeit alt, und allzeit neu. Je mehr sie heute gefällt, desto sicherer ist sie auch, künftig zu gefallen. Man findet stets neue Annehmlichkeiten an ihr, und sie hat stets neue Mittel, um aller Herzen an sich zu ziehen. So groß ist ihre Herrschaft, daß sogar berühmte Weltweisen behauptet haben, daß selbst die Wollüstigen in ihrer Liebe die Schönheit

heit des Geistes von der Schönheit des Leibes nicht trennten, und daß jene sie wirklich reizte, wenn sie gleich diese nur zu lieben glaubten.

Ohne uns in dergleichen feine Metaphysik einzulassen, wollen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß, gleichwie die Seele über den Leib ist, also auch die Schönheit der erstern über die Schönheit des letztern geht. Wenn man sie also an sich selbst und von allem Zugange unabhängig betrachtet, so ist eine gar viel vorzüglicher, als die andere, da sie von einem reinern und vollkommenern Wesen ist. Es wird wohl niemand läugnen, daß die Güter des Geistes dauerhafter und gründlicher sind, als die Annehmlichkeiten der Gestalt. Niemand wird läugnen, daß diese weit mehr Beschwerlichkeiten, und die ersten weit mehr Vorzüge haben. Die Zeit zerstört mit einem Flügelschlage alle Anmuth: die Seele ist das einzige, was ihr widersteht. Die Zeit kann zwar, wenn wir nicht mehr sind, das Andenken, was wir waren, vertilgen: allein, weil wir noch sind, steht sie unter der Gewalt der Seele, die sich ihrer zu bedienen weiß, um Wissenschaft und Weisheit zu erwerben. Jeder Augenblick, der der körperlichen Schönheit etwas nimmt, kann der

Schön-

Schönheit des Geistes unendlich mehr beyfügen. Wie vielen Gefahren setzt die erstere ihre Besitzer aus! Vor wie vielen Irrthümern bewahret uns die andere! Welche Beyhülfe ist jene in tausenderley verdrüßlichen Umständen, denen auch die Glücklichsten nicht entgehen? Sie schärft das Unglück öfters, anstatt es zu lindern. Diese im Gegentheil bietet uns einen gründlichen und erleuchteten Trost an, welcher allzeit seine Würkung hat. Wollten nur die Frauenzimmer bisweilen diese Betrachtungen machen, welche jederman begreifen kann: so bin ich versichert, daß sie sich mehr um ihren Geist, als um ihre Farbe bekümmern würden.

Achte Abhandlung.

Vom Putz.

Die Eitelkeit, die man aus seinem Anzuge zieht, ist unter allen die ungeschickteste. Das Verdienst des Putzes unterscheidet sich nicht von dem Verdienste einer vergoldeten Bildsäule. Zirphile, wenn ich dich so schön geputzt sehe, so denke ich an alle, die an deinem Anzuge gearbeitet haben; an die aber, die

die ihn trägt, denke ich am allerwenigsten. Ich lobe die Geschicklichkeit deiner Putzmacherin, deiner Nätherin, deiner Kammerfrau; ich bewundere deine Diamanten, deine Pompons, deine Spitzen. Meine Aufmerksamkeit ist damit erschöpft, und ich habe weiter keine Empfindung für deine Person. Du hast also deinen Zweck verfehlt; du wolltest mir gefallen, und mich verliebt machen: und du lässest mich doch nur das lieben, was du nicht bist. Wenn ich vollends etwas studirtes, etwas allzuausgesuchtes in deinem Putze wahrnehme; so läßt mich ein gewisser Hang zur Bosheit alle Theile desselben, einen nach den andern, durchziehn, und fast alle meine Bemerkungen schlagen zu deinem Nachtheile aus. Du siehst, wie übel die Kosten deines Putztisches angewendet sind.

Wenn man für sich selbst schön ist, so braucht man keinen Putz. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ein weitläuftiger Kram schimmernder Zeuge den Glanz der Schönheit erhebt. Hierzu fehlt viel! Es steht einer schönen Person nichts besser an, als ein sauberer und einfacher Anzug. Wenn man sich schämt, zu erscheinen, wie man ist: so greift man zu allem, was Fehler verstecken

kann,

kann, über die man erröthet: man trägt Spitzen, weil das Fell nicht so schön ist, daß man sie entbehren kann; man schminkt sich roth und weiß, um eine verwelkte oder gelbe Farbe zu bedecken. Wieviel Dinge, die die Schönheit nicht braucht! Wieviel Dinge, die die Schönheit verstellen! Weitgefehlt, daß die eitle Zurüstung der Buhlerey den natürlichen Annehmlichkeiten vortheilhaft seyn sollte; sie thut ihnen mehr Schaden, als man denkt. Denn man mißtrauet allzeit einem weitläuftigen Anputze: das Herz läßt sich nicht mehr durch dergleichen Kleinigkeiten fangen, für so prächtig, als man sie auch hält. Und wenn man vom Putze zur Untersuchung der Person kömmt, so findet man gemeiniglich, daß sie nicht im Stande wäre, einen einfachern Anzug zu tragen. Empfindet eine Mannsperson ein Verlangen, wenn er diese mit Auzuge beladenen Göttinnen sieht: so wünscht er nicht etwa die Person zu besitzen, wenn sie auch schon erträglich wäre; sondern vielmehr ihre Guarnitur Diamanten, oder ein anderes kostbares Geschmeide. Man stelle einmal dieses Frauenzimmer einem jungen Mägdchen an die Seite, welche sich selbst auf das einfachste geputzt hat, und ihren Anzug aus den Händen

den der Natur und Wohlanständigkeit erhält. Welcher Vergleich! Die eine glänzt, die andere gefällt. Man sieht die erste einen Augenblick an, weil sie blendet, wie das Feuer des Blitzes. Die andere betrachtet man mit einer Art von Freude: man kehrt hundertmal zu ihr zurück, und die Augen verweilen sich mit Vergnügen bey ihr. Dieses Urtheil des Herzens wird durch die Ueberlegung bestätiget. Personen, welche prächtig geputzt sind, betrachten sich mit einer Gefälligkeit, die in ihrer Gestalt, Anstande und Gebährden merklich ist: und mehr braucht es nicht, die Zuschauer wider sie einzunehmen, welche sie stets weniger bewundern, je mehr sie sich mit Eitelkeit brüsten. Hingegen ist die Bescheidenheit, die gewöhnliche Begleiterin der Einfalt in Sitten und Kleidern, eine Empfehlung, die allezeit ihre Würkung hat.

Mir deucht, eine Stuzerin, wenn sie zu denken fähig wäre, müsse grausam gedemüthigt werden, sobald sie sich ihrem Putztische nähert. Sollte sie beym Anblick ihres Schmuckkästgens, ihrer Pommaden, ihrer Schminke, ihrer Mouschenschachtel ꝛc. nicht zu sich selbst sagen: „Hier sind die Hülfsmittel, die ich „bedarf, unerträglich zu scheinen. Hier ist

„meine

„meine Schönheit: meine Farbe ist in dieser „Büchse, und alle meine Annehmlichkeiten in „den Fingerspitzen meiner Putzmacherin. An „und für mich selbst bin ich garstig, und zum „erschrecken. Wieviel Dank bin ich der Ei„telkeit der Moden schuldig, daß sie mir ein „Mittel an die Hand giebt, um anständig zu „erscheinen!

Ich bin nicht willens, etwas Lächerlichs durch ein Laster zu unterdrücken, noch die Eitelkeit des Putzes, durch die Begierde schöner zu erscheinen, zu mäßigen. Ich will den Frauenzimmern blos zeigen, daß sie sich vergebens viel Mühe machen, daß, wenn sie vier bis fünf Stunden unter den Händen ihrer Weiber zugebracht, und alles auf sich versammelt haben, womit man einen ganzen Galanterieladen versorgen könnte, sie weit weniger reizend sind, als in Gaze und Mousselin; daß es lügenhaft ist, einem jungen Mägdchen zu sagen, sie sey schön, wenn sie doch nur geputzt ist; daß man die Idee der Schönheit, welche doch nur der Person allein zukommt, wider alle Vernunft auf eine symmetrische Anordnung der Stoffe und Spitzen anwendet; daß man ihr dasjenige sogar für Schönheit ausgiebt, was doch nur ein Zusatz derselben

selben ist, welcher vielleicht denen, welchen diese Naturgabe fehlt, vortheilhaft; andern aber, denen die Natur sie bewilligt hat, ganz gewiß nicht anders, als nachtheilig seyn kann; daß man endlich Gefahr läuft, sie zu überreden, ihr größtes Verdienst bestehe darinnen, wohl angekleidet zu seyn. Wohin könnte sie dieser Grundsatz nicht verleiten! Wir müssen aber die Liebe zum Putz noch aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, welcher für das Wohl der Gesellschaft und vornehmlich der Familien, sehr beträchtlich ist.

Man hat schon seit langen Zeiten gesagt, daß die Mode das Unglück der Männer sey. Ich begreife nicht, wie Väter und Mütter, welche man dennoch für vernünftig hält, so thöricht handeln, ihre Kinder reicher zu kleiden, als es sich für ihre Umstände schickt, und als sie selbst sind; sie wagen es sogar, sich dessen als einer Lockung zu bedienen, um sie dahin zu bringen, daß sie gut thun. Man verspricht einem Knaben ein seidnes Kleid, ein galonnirtes Kleid, wenn er das oder jenes thäte, was man von ihm verlangt, oder sich in der Schule hervorthäte. Man stellt einem Mägdchen zur Belohnung einen Spitzenaufsatz, Armbänder, oder eine diamantne

Zitternadel vor. Also bemüht man sich, ihnen einen unglücklichen Geschmack an dem verderblichen Putze beyzubringen. Wie hoch halte ich die Rede jenes scharfsichtigen Mannes: „Wenn ich meine Tochter verheyrathen, „oder meinen Sohn versorgen werde, sagte „er, so wird man nicht fragen, ob dieser in „seiner Kindheit vergoldete Kleider trug, oder „ob jene seit ihrem fünften Jahre die reiche„sten und zierlichsten Moden mitgemacht hat. „Sondern man wird von meiner Tochter Tu„genden und Talente ihres Geschlechts verlan„gen; man wird von meinem Sohne verlan„gen, daß er Lebensart, Sitten, eine Wirth„schaft und nöthige Kenntnisse habe, die Schul„digkeiten derselben zu erfüllen. Nähme man „aber im Gegentheil an meiner Julie eine „unmäßige Liebe zum Aufwande wahr, vor„nehmlich zu demjenigen Aufwande, der gu„tes Gold in glänzende Kleinigkeiten verwan„delt, und einen guten Theil der Einkünfte „des Mannes auf den Kopf, in die Haare, „an das Ohrläppchen, oder in den Kleider„schrank seiner Frauen versammelt: so bin „ich sicher, daß die Freywerber sich nicht drin„gen würden, sie von mir zu verlangen, indem „sie die Last wohl für größer, als die Mit-

„gifft,

„gifft, so stark sie auch seyn möchte, halten „würden. Ist es nicht besser, daß ich diese „Mitgifft mit dem Gelde vermehre, welches „meine Tochter in Zeit von zehn bis zwölf „Jahren, während welcher ich sie anständig, „aber ohne Hoffart zu unterhalten mich be„gnüge, in Pompons und eitlen Putze nicht „verthan hat: welches alsdann schon was be„trächtliches ist? Wird man mir es nicht „mehr Dank wissen, als wenn ich sie zu aus„erlesenen Anzügen, die mehr kosten, als ihre „Glücksumstände es erlauben, verwöhnt hät„te?„ Welches Frauenzimmer würde wohl so wenig Nachsinnen haben, daß sie diesem Manne nicht Recht gäbe? Allein, welches Frauenzimmer wird dessen genug haben, um ihm nachzuahmen?

Die Art aber, sagt man, wie man Kinder kleidet, ist von keiner Folge. Die Kinder müssen doch niedlich gekleidet seyn; überdies sorgt man schon davor, je älter sie werden, ihnen das abzugewöhnen, was über ihren Stand seyn kann: so lange sie aber noch klein sind, haben sie keinen Stand; sie können alles tragen; man giebt nicht einmal darauf Acht — —

Recht wohl! wenn man nicht Acht darauf hat, zu was dienen diese reiche Zierrathen? Putzt ihr sie blos für euch? Liebt ihr eure Kinder nur unter Gold und Stickwerk? Sagt vielmehr, daß ihr es thut, um durch sie zu hervorzuleuchten. Fürchtet nur, ihnen eure Eitelkeit beyzübringen: das ist die erste Folge. Ihr thut alles, was dazu nöthig ist. Ihr lobt eure Töchter niemals mehr, als wenn sie besser angezogen sind. Der prächtigste Putz läßt ihnen, nach eurer Meynung, am besten; die Modefarbe, so wenig sie sich auch für ihre Haut schickt, scheint euch dennoch die schicklichste, weil man der Mode folgen muß, und weil euch die Eitelkeit verblendet hat, und sie desgleichen verblendet wird; ein Kleid ist nicht mehr gut zu tragen, sobald es nicht mehr ganz neu ist; man muß mehrere für alle Jahrszeiten haben, sonst gleicht man einer Bildsäule, die immer dieselbe Bekleidung hat; und wenn ihr etwas von ihnen erhalten wollt, wozu sie schwer zu bringen sind, so bedienet ihr euch ebenfalls der Lockung des Putzes, um ihren Widerstand zu besiegen. Ich bitte euch, heißt das nicht, ihnen eure Eitelkeit einpfropfen?

Es wäre nur halb so schlimm, wenn man die Liebe zur Hoffart und Pracht den Kindern eben so leicht nehmen, als beybringen könnte: aber man siehet nur allzuviel Beyspiele, welche beweisen, daß diese thörichte Leidenschaft, welche mehr im Geiste und in der Einbildung, als im Herzen liegt, sich niemals ausrotten läßt. Ein kleines Mägdchen, welche gewohnt ist, das Zierlichste, das Theuerste und das Neueste zu tragen, wird nicht von sich selbst aufs Einfache, Gemeine, und was nicht mehr Mode ist, kommen. Man wird sie hierzu zwingen müssen, und diese Gewalt wird diese gedemüthigte Eitelkeit aufbringen, ohne sie zu bessern. Sie wird die Würkung davon unterdrücken, welche aber ungezweifelt wieder hervorkommen wird, sobald sie die Freyheit dazu hat. Man erstaunet, wenn man Personen, welche wenig Glücksgüter haben, alle ihre Haabe, wie man sagt, auf sich verwenden sieht. Geht auf die Quelle zurück, so werdet ihr finden, daß sie auf eine allzuglänzende Art erzogen sind, entweder unter der Aufsicht einer Anverwandtin, die sie vergötterte, ihren kleinen Einfällen blindlings nachgab, oder sie wohl gar hervorbrachte: oder auch in den Häusern, welche eine königliche Hand erbauete, und welche ge-

schickter sind, die Eitelkeit der Größe einzuflößen, als die Bescheidenheit der Tugend, und die gute Verwaltung der Wirthschaft. Da sie nach diesem großen und hoffärtigen Wesen gebildet sind: so schämen sie sich, es zu verlassen. Es bleibt eine eingewurzelte Gewohnheit, welche man befriedigen muß.

Die Eitelkeit des Putzes schränkt sich nicht blos auf den Anzug der Person ein; sie gehet auch auf den Hausrath, den Tisch, die Bedienten, die Equipage, und das Spiel: denn eine Frau, welche sich in allem so prächtig zeigt, muß auch im Stande seyn, hoch zu spielen. Das heißt, ein Aufwand folgt dem andern. Also verderben sich die wohlhabensten Familien und Häuser, die sich beständig würden erhalten haben, wenn sie einfältiger und bescheidener gelebt hätten. Das ist die Frucht einer eitlen und glänzenden Erziehung.

Ich will nicht von dem Zeitverluste reden, welchen die Sorgfalt des Putztisches einer jungen Person verursachet, die sich für schlecht geputzt achten wird, wenn sie nicht vier bis fünf Stunden mit Ankleiden zubrächte.

Die Eigenliebe ist sinnreich und lebhaft, sie muß schlechterdings Vorwand finden, sich

zu

zu befriedigen, sogar auf Kosten der gesunden Vernunft. Es ist höchstens ungefähr zwanzig Jahr, als man in einer großen Stadt, die ehemals die stärkste Handlung trieb, sich einbildete, daß sich der Credit durch den Aufwand erhielte, gleich als ob man den wirklichen Zustand eines Negotianten, den Umfang seiner Handlung, und die Größe seiner Verrichtungen nach der Zahl und dem Werth der Aedelgesteine seiner Frauen, nach der Goldverbrämung an seinen Kindern, nach dem Glanze seiner Equipage, nach der Zahl seiner Pferde, und nach dem Gefolge, das er auf sein Landguth führet, bestimmen müßte. Man erstaunt, daß vernünftige Leute in diese Falle gekommen sind. Das Gebäude der Handlung fieng gar bald an, gewaltsame Erschütterungen hievon zu empfinden. Man schrieb dem Unglück des Krieges viele Banqueroute zu, welche die schlechte Haushaltung der Privatpersonen schon lange vorher zubereitet hatte. Ist es nicht augenscheinlich, daß, jemehr man aufgehen läßt, man auch weniger im Stande ist, den Wechsel des Glücks und unvermutheten Verlust zu ertragen, gegen welche man doch sich vorsehen muß, um seinen Credit zu erhalten? Die

Zerstreu-

Zerstreuung ferner, welche aus einem glänzenden Leben kommt, und ein etwas starker Aufwand wenden von Geschäften ab, und schwächen nach und nach den Geschmack daran. Drittens sehen wir alle Tage, daß die Hoffart gewisser Leute das Anzeichen ihres Falles ist, und daß sie niemals mehr glänzen, als wenn sie beynahe verfinstert sind: sie wollen Staub in die Augen streuen, und Wehe den Einfältigen, die sich fangen lassen! Kurz, es ist kein rechtschaffner Kaufmann, dem es nicht lieber ist, daß sein Correspondent Geld in Cassa oder in Bank habe, als daß er für zehn tausend Gulden Diamanten an jedem Ohre der Madame hängend, zweymal so viel aber am Halse, auf dem Kopfe und an den Armen erblickt, ohne die andern Zierrathen zu rechnen. Es erhellet also, daß, wenn der Credit eines Negotianten sich nach dem Verhältnisse seiner Pracht und seines Aufwandes richtet, dieses allzeit in gebrochner Rechnung gehet.

Neunte

Neunte Abhandlung.

Philosophische Betrachtungen über die Moden.

Der Eigensinn und die Wunderlichkeit gebähren die Moden. Das ist schon ein großes Vorurtheil wider sie. Natürlicher Weise muß man dem mißtrauen, was aus einer so verdächtigen Quelle kömmt. Eine Frau von erhabnen Range, oder ganz besondern Einfällen, darf sich nur auf eine besondere Art zu kleiden einkommen lassen, mehr braucht es nicht, daß auch alle andre diese Kleidungsart annehmen, so lächerlich und beschwerlich sie immer seyn mag. Die Seuche fängt sich bey denen an, welche mit der Erfinderin einer neuen Mode umgehen; hierauf kömmt sie auf ihre Freundinnen, auf ihre Bekannte, und auf die, welche sie in der Comödie oder auf dem Spaziergange sehen. Nach dem Hofe nimmt sie die Stadt an; von der Stadt aus schickt man nach der Mode geputzte Puppen in die Provinzen und in fremde Lande, und in kurzem wollen die auf dem Lande lebenden und ausländischen Frauen wie die glänzenden Puppen

von Paris gekleidet seyn. Ich stelle mir alle Weiber einer Stadt vor, wenigstens doch die zierlichsten, wie sie in Haufen um die Neuangekommene herstehen, sie vom Kopfe bis auf die Füße betrachten, und, von diesem reizenden Anblicke erfüllt, zu ihrer Putzmacherin, zu ihrer Nätherin ꝛc. laufen, um ihr zu erzählen, was sie gesehen haben, und ihr gemeßne Ordre zu geben, welche nach der Geschicklichkeit der Arbeiterin gut oder schlecht ausgeführt wird. Also unterwirft sich der Eigensinn einer Frauensperson alle andere, nicht allein in der Nähe bey derselben, sondern mehr als zweyhundert Meilen weit in die Runde; nicht blos auf einen Tag, sondern die Verblendung erhält sich verschiedene Jahre lang, wenigstens bedarf sie dieser Zeit, um sich mitzutheilen; daß also zum Beyspiel eine Mode, die im Jahr 1764. nach Amsterdam kam, schon 1762. zu Paris entstand und starb. Man eilet nicht eher, sie auswärts zu schicken, als bis sie in ihrem Vaterlande in Abnehmen geräth. Dieses muß so kommen: Denn die Modekrämerinnen lassen sich diese Kleinigkeiten bis anitzt nicht abgehen, die sie in ihrem Laden selbst verkaufen können; hingegen wenn ihnen, sobald die Mode vorbey ist,

ein Haufen übrig bleibt, so entschütten sie sich desselben, indem sie ihn in andere Länder schicken, wo man den Auswurf von Paris begierig annimmt. Diese Betrachtung ist sehr demüthigend, sie ist aber darum nicht weniger wahr und empfindlich.

Die Frauenzimmer eifern heutzutage mehr als jemals nach Verstand und Beurtheilungskraft. Sie zeigen aber keinen in der Art, mit welcher sie sich in Ansehung der Moden aufführen, in welche sie mehr als jemals vernarrt sind. Unter den Frauenzimmern aber verstehe ich auch zugleich die ausgearteten Mannspersonen, die Verzierten, die Adonis, deren zweydeutiger Putz und sogar bisweilen unbestimmte Gestalt und Farbe, wegen ihres Geschlechts Zweifel erwecken: Denn sie gleichen dem, wozu sie gehören, weniger, als dem andern.

Es ist ein Unglück für Lucilen, daß es Moden giebt, und daß eine Frau von ihrem Stande (weil doch der Rang sich nach der Eitelkeit richtet,) ihnen zu folgen verbunden ist. Sie ließ sich eines der prächtigsten und kostbarsten Kleider machen; die Guarnitur dazu war vollständig; alles war sich gleich, Reichthum und Zierlichkeit. Man sollte es

ihr noch denselbigen Tag bringen. Aber da sie gegen eilf Uhr ausgehen mußte, und in einer Bude einer Puppe gewahr wurde, welche nach einem neuen Geschmack geputzt war: so blieb sie stehen. „Mamsell, sagte Lucile „zur Krämerin, seit wenn haben sie diese lie„benswürdige Mode? – – Seit gestern „Abends, Madame. Ich habe sie in aller „Eil erhalten; es ist das allerneueste und schön„ste; zur Zeit sind nur erst zwey Prinzessin„nen, drey Herzoginnen, und eine Marquisin „in dieser Tracht bey Hofe erschienen: es „liegt nur an ihnen, Madame, die siebente „zu seyn.„ Alsbald geht Lucile nach Hause. Man hat den neubestellten Anzug gebracht. Sie ist so ärgerlich darauf, daß sie ihn nicht einmal versuchen will. Die Farbe ist nicht mehr nach der Mode; die Zeichnung der Spitzen ist alt: kurz, nichts ist, wie es seyn soll; alles ist garstig und unerträglich, seitdem sie etwas neueres gesehen hat. Sie kann der Versuchung nicht widerstehen, wie zwey Prinzeßinnen, drey Herzoginnen, und eine Marquisin gekleidet zu seyn. Sie schlägt der Mogeschneiderin vor, den Anzug um halben Verlust zurückzunehmen. Diese ist es zufrieden, wenn sie nur den neuen machen darf. Man

schickt

schickt sie, das Orakel der Mode, das Abends vorher ankam, um Rath zu fragen. Sie verspricht, Lucilen wie eine Königin zu kleiden, und man ist von beyden Seiten vergnügt. Zwey Monate darnach kömmt eine neue Puppe an; neue Unkosten, neuer Aufwand, um sich zu putzen. Also ruinirt sich Lucile: und weswegen? Wegen der Mode.

Es fehlt nicht an scheinbaren Gründen, um das Lächerliche in den Moden zu entschuldigen. Das Volk vornehmlich, welches sich durch Worte einnehmen läßt, betet die Mode als eine Göttin an, die es ernährt. Es erkühnt sich, den, welcher die Neuigkeiten, den herrschenden Geschmack, und den Wechsel der Kleidungen durchzieht, als einen Feind der Künste, der Handwerker, und derer, die sie treiben, anzusehn; als einen Feind der Handlung und der Manufakturen: mit einem Worte, als einen Feind des Vaterlandes, welches seine ganze Kraft aus dem Nutzen der Handlung zieht. Man hält dieses Argument für siegreich, welches ohne Zweifel auf den Grundsatz gebauet ist: Die Kleinen leben von den Großen. Wir wollen doch sehn, ob die Kleinen nicht weit mehr dadurch leiden, als sie von diesen Thorheiten gewinnen.

Alle Professionen, sowohl im Handel, als Wandel, sind allzustark besetzt. Man frage nur deswegen die Handwerker. Sie beklagen sich darüber alle Augenblicke, und dieser Ursache schreiben sie den geringen Nutzen zu, den sie aus ihrer Handthierung ziehn. Je stärker der Geschmack für eine gewisse Art von Arbeit sich vermehrt, destomehr Leute sieht man sich auf eine Handthierung legen, worinne sie ihr Glück zu machen verhoffen; und sie finden sich doch unglücklicher Weise betrogen, weil die Anzahl der Arbeiter allzeit grösser, als der Vertrieb ist. Das Mittel, ein rechtes Verhältnis wieder herzustellen, ist, diesen Geschmack abzubringen.

Es fehlt gar viel, daß der Feind der Moden auch ein Feind der Handthierungen und des Volks, das sich darauf legt, seyn sollte. Er sucht vielmehr die Anzahl der Künstler, die zur Verschwendung gehören, zu vermindern, um dem Ueberfluß überall wieder herzustellen. Denn man sieht, daß in Ländern, wo die Künste zum Vergnügen am meisten bearbeitet werden, die nützlichen Künste, und darunter der Landbau, vernachläßigt werden; weil sich die Klasse der Landarbeiter entvölkert, um mechanische Professionen

der

der Künstler, die ihrer nicht nöthig haben, zu belästigen. Daher kömmt es, daß die übelversorgten Ländereyen wenig oder nichts einbringen: der Lebensmittel müssen mehr seyn, und das Volk leidet am ersten darunter. Wenn hingegen die Mode Profeßionen und Handthierungen, die zur Verschwendung gehören, nicht so außerordentlich beliebt machte, so würde man sich weniger hineindringen; die Felder würden weniger wüst, das Land besser bearbeitet, die nothwendigsten Dinge nicht theuer, und das Volk im Ueberfluße seyn.

Hierzu kömmt eine neue Betrachtung. Die Mode ist so eigensinnig, als das Glück. Oftmals begünstiget sie einen Einzeln auf Kosten vieler andern. Sieht man nicht täglich, daß ein einziger Künstler sich von dem Gewinnste bereichert, der unter alle andere derselben Profeßion sollte vertheilt seyn? Die Wuth der Mode ist es, die man deswegen anklagen muß. Ohne sie würde man kein Augenzeuge von dem verhaßten Hange seyn, welcher, zum Exempel, jedermann zur Düchapt zieht, da indessen so viele andere, die in der Kunst glänzender Kleinigkeiten eben so geschickt sind, ohne Verkauf bleiben, und mitten in ihrer reichlich versorgten Bude fast Hungers sterben.

Die Mode verwirrt Rang und Stand. Sie macht aus dem Handelsmanne einen Edelmann, und aus dem Landmann einen Kaufmann; sie erschöpft den Beutel der Privatleute; vermehrt das Unnöthige, und setzt das Nothwendige auf einen außerordentlichen Preiß. Man mag klügeln, wie man will; so kömmt man allezeit auf diese Grundwahrheit, nämlich: daß man den Geschmack der Einfälle nur auf Kosten würklicher Bedürfnisse befriediget, und daß man, da diese schlechterdings unentbehrlich sind, nicht genug Vorsicht anwenden kann, um die Herrschaft, oder vielmehr die Tyranney der andern zu verhindern.

Ich gestehe es, wenn man die Mode zerstört, so verfällt der Galanteriehandel; aber ich habe schon gezeigt, daß dieser Handel, und die Menge der Professionen, die sich damit beschäftigen, dem Staate schädlich, und nützlichen Künsten, vornehmlich dem Landbaue, nachtheilig sind. Die Liebe zum allgemeinen Besten beseelet also die Beschützer der Oeconomie, und der Staat würde gewinnen, wenn er ihren Absichten beyträte.

Die Mode tyrannisirt über die Menschen bis zur Religion. Sie hat sich in die Andacht der Privatleute gemischt, und ich behaupte

sogar,

sogar, in den öffentlichen Gottesdienst. Es muß ein Prediger nach der Mode seyn, so wie ein Schauspieler nach der Mode, eine Putzmacherin nach der Mode. Die Damens und die schöne Welt laufen ihm zu, da indessen alle Beredsamkeit der andern für nichts geachtet wird. Ist es Verdienst, Zufall, oder irgend eine andere Betrachtung, die nicht zur Heiligkeit seines Amtes gehört, welche diese Achtung hervorbringt? Dem sey, wie ihm wolle, man läuft, man stößt die Thüre auf, man drängt sich durch, und schlägt sich beynahe um die Stellen: man sieht ihn, man bewundert ihn; man hört ihn, und geräth in Entzückung. Dieser vortreffliche Redner endigt seine Abhandlung immer allzuzeitig, so lang sie auch immer ist. Mit welcher Begierde hört man seine Schlüsse, die man nicht allzeit versteht! Zur Zeit der Apostel begnügte man sich, die Wahrheit blos, trocken und ohne Anforderung zu hören. Sie wurde gut aufgenommen, woher sie auch kam, weil es immer Wahrheit war. Heutzutage, da die Christen artiger und zärtlicher geworden sind, müssen sie auch Prediger nach dem Geschmack ihrer feinen Artigkeit haben, schöne Schwätzer; Männer, welche das Wort Got-

tes zu zieren wissen; welche Gestus, einen Anstand, eine gute Physionomie haben: kurz, Redner, welche den Augen und Ohren schmäucheln, um zum Herzen zu kommen. In einem so aufgeheiterten Jahrhunderte, wie das unsrige, schickt es sich nicht, auf eine so niedrige und gemeine Art selig zu werden, wie man es im ersten Zeitalter des Christenthums wurde. Die Mode hat sich geändert, und man folgt der Mode. Ich habe mir nicht vorgenommen, hier eine Abhandlung von den nöthigen Tugenden eines Predigers, noch von der Verfassung zu machen, in welcher man das Wort Gottes, aus was für einem Munde es auch geht, anhören solle. Ich begnüge mich, blos im Vorbeygehen zu bemerken, wie stark und gefährlich die Herrschaft der Mode ist; und mir scheint nichts so geschickt, uns davon zu überzeugen, als wenn man ihre größte Ausschweifung in Dingen betrachtet, die am meisten von ihrer Würkung sollten ausgenommen seyn.

Zwischen der Mode und der Weltweisheit ist dieser Unterschied, daß die erstere sich damit abgiebt, das Aeuserliche zu putzen; anstatt daß die Weltweisheit sich fast nur mit dem Innern beschäftigt. Jene bemühet sich,

dem Körper Annehmlichkeiten zu geben; diese zieret das Herz mit Tugenden. Die Mode ist auch nur für Weiber und Stutzer, deren Verdienst im Aeußerlichen besteht: Die Weltweisheit macht das Vergnügen der Weisen, die nur das wahre und wirklich-gute schätzen.

Die Fortsetzung folgt.

Von der Schönheit.

Eine junge Dame, bey der ich noch spät in der Nacht war, sagte seufzend zu mir: Wie reissend verfließen die Stunden! Muß sie denn die Zeit nöthigen, mich zu verlassen? Warum kann ich doch nicht die Geschwindigkeit ihres Laufes aufhalten! -- Ich danke Ihnen für diese Empfindung, wenn sie aus Liebe entsteht, sagte ich, und küßte ihre schöne Hand, die sie mir überlassen hatte; allein, Sie verstehen Ihren Nutzen nicht recht wohl. Die Nacht folgt dem Tage; das ist die Ordnung. Alles ist gut, wie es die Natur gemacht hat. Wenn wir länger beysammen blieben, so würde Ihre Schönheit dadurch leiden. Der Schlaf wird diese Reize ernähren und erfrischen, wel-

chen ein längeres Wachen schaden könnte. Diese wenigen Worte trösteten sie, und ich verließ sie. Denn die Frauenzimmer lieben ihre Schönheit mehr, als ihre Liebhaber.

Glicere ist schön: sie weiß es nur allzugut. Sie liebt den Lindor, den jungen Unbesonnenen, den der Zufall ihr vor Augen brachte. Er hat ihr Geheimnis erfahren, er läßt sich bey ihr einführen; er sieht sie wieder, und sie ist allein. Es sey nun aus Bosheit, oder Unbesonnenheit, er redet sie sehr kaltsinnig an, betrachtet sie wenig, und sagt ihr weder von ihr, noch von ihrem Putze etwas vor. Glicere ist bis zum hefftigsten Hasse gegen denjenigen aufgebracht, den sie einen Augenblick vorher anbetete, und mit ihren Gunstbezeugungen überhäufen wollte. Dies kommt daher, weil in dem Herzen eines Frauenzimmers die Liebe zu ihrer Schönheit jede andere Leidenschaften übertrifft.

Ein Freund der Ninon von l'Enklos, vertraut ihr seine entstehende Leidenschaft gegen eine der schönsten Hofdamen. „Mein „Herr, sagte Ninon zu ihm, es wird ihnen „weder durch Hochachtung, noch durch fleißige „Sorgfalt, noch durch unendliche Gefälligkeiten und ewige Huldigungen gelingen, die „ungemeine Liebe zu theilen, die Ihre Ge-

„liebte

„liebte für Ihre Schönheit hat. Reden Sie „unaufhörlich von ihr selbst, und niemals „von sich. Und seyn Sie versichert, daß sie „hundertmal entzückter über die Reize ihrer „eigenen Person, als über alle Ihre ausge„kramte Empfindungen seyn wird.„ Ninon war lange Zeit die Zierde des prächtigsten Europäischen Hofes *: sie kannte das Herz der Frauen gut; und nach diesem ihren Zeugnisse muß man sich nicht mehr verwundern, wenn ich sage, daß sie nichts so sehr, als ihre Schönheit, lieben.

Da ein schönes Gesicht das schönste unter allen Werken der Natur ist: so ist auch gewiß, daß die außerordentliche Liebe des schönen Geschlechts für ihre Schönheit eine gerechte Huldigung ist, die man ihr erweiset. Wir geben ihr, anstatt zu widersprechen, alle Tage durch unsere überhäuften Lobsprüche mehr Ansehen. Wir erkennen die Herrschaft der Schönheit: wir unterwerfen uns derselben mit Vergnügen.

Anmerk. des Uebersetzers:

* Ein kleiner Irrthum. Ninon kam niemals nach Hofe; sie lebte für sich, und alle galante Hofleute kamen zu ihr. Dieses war eines von den größten Seltsamkeiten dieser Priesterin der Wollust.

Sie bezaubert uns, und nichts widerstehet ihrer Gewalt. Allein, es haben genug Leute diesen Punkt, der für sich selbst noch empfindlicher ist, als durch Beyhülfe der Schlüsse, abgehandelt. Ich werde mich also blos darum bemühen, das Wesen der Schönheit und ihre wahren Züge zu untersuchen.

Ist die Schönheit etwas Wirkliches, oder Willkührliches? Das Schöne ist überhaupt das, was gefällt. Allein, das was gefällt, muß sich nothwendig nach dem Geschmack und Eigensinn der Menschen richten. Auf diesen Fall würde also die Schönheit nur ein Wesen der Einbildung, oder wie man es lieber will, des Vertrags, seyn; weil die Völker übereingekommen sind, eine gewisse Auswahl von Zügen und Farben schön zu finden. Diese Meynung wird durch offenbare Gründe unterstützt. Die Schönheit scheint sich mit dem Clima zu verändern: sie ist in Asien nicht gänzlich das, was sie in Europa ist. In China sind die kleinen Augen die schönsten; bey uns ist es das Gegentheil. Die platte Nase hat in China den Vorzug; bey uns muß sie fein erhaben seyn. Eine blühende und mäßige Völligkeit hat allzeit einen wesentlichen Theil der Schönheit ausgemacht.

Gegenwärtig machen sich die Hofdamen in Frankreich ein Verdienst daraus, mager und beynahe dürre zu seyn, vornehmlich aber sehr wenig im Busen zu haben. Sie geben sich mögliche Mühe, das zu verlieren, worüber sie vor zehn Jahren untröstlich gewesen wären, wenn sie es nicht gehabt hätten. Der Geschmack der Deutschen schweist auf der Gegenseite aus: recht fleischreiche Körper gefallen ihnen am besten *.

Man dürfte fast auch sagen, daß die Schönheit eine Sache der Phantasie und der Mode ist. Hält man nicht seit Einführung des Gebrauchs der Schminkpflästerchen für artig, kleine schwarze Flecken im Gesichte zu haben? Ich habe irgendwo gelesen, daß ein Lord, der zum Nachttische einer engelländischen Schöne gelassen, und über die Würkung eines Schminkpflästerchen zu Rathe gezogen

 wurde,

Anmerk. des Uebersetzers.

* Die Franzosen haben noch nicht alles Vorurtheil gegen den Geschmack der Deutschen abgelegt. Uebrigens glaube ich, daß der Geschmack der Deutschen in diesem Punkt natürlicher wäre, als eines französischen Marquis an seiner Gräfin,

Quae clune nudo radat et genu pungat.

wurde, ihr galant zur Antwort gab: „Weit„gefehlt, Madame, daß dieses Pflästerchen „den Glanz ihrer Schönheit zu erheben die„nen könnte: sie legen keines auf, welches „nicht irgend einen Reiz verstecken, und un„sern Augen nicht eine liebenswürdige Anmuth „rauben sollte.„ Er glaubte ihr dadurch seine Aufwartung zu machen; und wurde eines schlechten Geschmacks beschuldigt.

Seit mehr als hundert Jahren sagt man den Damen, daß die rothe Schminke sie häßlich macht, und daß die weiße das Frische der Farbe ausbleicht. Wie viele aber hat man hierinne wohl bekehrt? Das seltsamste dabey ist dieses, daß sie sich empfindlich betrüben würden, wenn sie mit diesem Anstriche, den ihnen der Pinsel giebt, geboren wären. Es ist schön, einen kleinen Fuß zu haben; aber ist es nicht eine Wunderlichkeit an den Chinesern, die Füße der Kinder zu martern, und sie so enge zu beschuhen, daß sie sich nicht über zwey Zoll erstrecken können? Diese Wuth der chinesischen Damen für die kleinen Füsse, und der französischen für die Schminke, gab einem lustigen Kopf im vorigen Jahrhundert Anlaß zu sagen: daß man die Frauenzimmer weder nach den Füßen, noch nach dem Kopfe beurthei-

beurtheilen müsse. Diese Betrachtung aber gehört nicht zu meinem Vorhaben.

Eine schöne Person ist es nicht in den Augen aller Welt: für ihren Liebhaber ist sie es mehr, und weniger ist sie es in den Augen ihrer Nebenbuhlerin. Dieses alles zusammengenommen berechtiget uns, zu glauben, daß in unsern Urtheilen über die Schönheit und Häßlichkeit viel Eigensinn und Einbildung ist. Alle Frauenzimmer halten sich für schön: sind sie es alle? Man findet welche, die sich mit Verdruß sagen, daß es schönere giebt, als sie sind: aber sie denken gleichwohl, daß sie auch ihre Reize haben; und bey dieser letztern Betrachtung bleiben sie am liebsten stehen. Sie sprechen davon mit sich selbst und mit ihrem Spiegel; keine Gesellschaft ist angenehmer. Die Frauenzimmer sind dieser artigen Schwäche nicht allein unterworfen: es giebt Männer, wenigstens doch kleine Männer, die in diesem Punkte alle Zärtlichkeit des weiblichen Geschlechts haben.

Die Leidenschaft und die Eigenliebe leihen der Schönheit neue Anmuth; so wie sie durch Haß und Empfindungen der Nebenbuhlerey, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, häßlich gemacht werden kann. Auch der Na-

tionalgeschmack und die Angewohnheit können in Betrachtung dessen einige Verschiedenheit in unsre Begriffe bringen. Nichtsdestoweniger bemerkt man, daß diese Verschiedenheit der Meynungen ordentlicher Weise mehr nur die geringen Schattirungen der Schönheit, als ihr Wesentliches betrifft. Also kann man hieraus nichts zum Nachtheil derer schlüssen, welche charakteristische Züge der Schönheit festsetzen.

Es ist aber auch gewiß, daß das Meisterstück der Natur sein bestimmtes Ebenmaaß, eine Anlegung von Farben und Zügen, eine Uebereinstimmung von Annehmlichkeiten haben muß, worinnen das Wirklichschöne besteht. Wir wollen hernach das Ebenmaaß eines schönen Körpers angeben: Denn man weiß, daß das Gesichte nicht allein der Sitz der Schönheit ist. Die aus dem Meere kommende Venus des Appelles, und die schlafende Venus des Titian, sollen uns das Muster dazu geben.

Die vollkommene Schönheit.

Viererley Dinge gehören zu einer vollkommnen Schönheit: Die Farbenmischung, das Eben-

Ebenmaaß der Züge, der Ausdruck, und die Anmuth.

Von der Farbenmischung.

Eine schöne Mischung von roth und weiß, wohl untereinander geschmolzen, doch so, daß das Weiße zu herrschen scheint; dieses ist die schönste Fleischfarbe. Die Schaamröthe und die Aufrichtigkeit geben dem Colorit seinen wahren Ton. Das Incarnat, welches die Wangen färben muß, ist eben das, was man sogern auf dem Gesichte einer zarten Jungfer sieht, die man zum Hochzeitbette führt.

Die Schönheit ist unzertrennlich von Gesundheit und Jugend. Dieses blühende Wohlbefinden des schönen Alters, welches aus einer guten Leibesbeschaffenheit herkömmt, ist am liebenswürdigsten: allein, die geringste Unpäßlichkeit macht das beste rosenroth unscheinbar.

Die Gesichtsfarbe darf nicht überall gleich seyn, sondern es muß seine Abweichungen und seine Schattirungen haben. Das Rothe der Wangen muß gegen das Ende des Gesichts weißer werden. Das Weiße der Stirne, welches glänzender, als irgend sonst wo ist, muß gegen die Schläfe zu, woselbst es ins bläuliche fällt, ins dunkle schießen. Der Glanz der

Wangen

Wangen muß mehr reichlich, als blendend seyn. Nichts ist unangenehmer, als so ein glänzender Anstrich, wenn sie auch natürlich ist. Die Röthe der Lippen muß einer Rose, die erst aufbricht, gleichen; die Einfassung des Mundes aber so weiß seyn, wie Alabaster: dies ist der einzige Ort im Gesichte, wo die Farbe abgeschnitten bleiben muß.

Eine feine, zarte und durchsichtige Haut ist jeder andern vorzuziehn. Sie muß von einer sanftbraunen Weiße seyn: denn das Milchweiße ist unangenehm. Wenn auch alles sonst recht ist; so ist eine Blonde nicht so gar schön, als eine Brunette. Ein lebhaftes und helles Braun hat noch diesen Vortheil, daß es sich besser zu den andern Farben schickt. Die Röthe scheint auf einer allzublendenden Weiße allzeit aufgeklebt.

Kurz, das allerschönste Colorit ist sanft, sammtartig, feucht und frisch: und dieses alles muß Natur seyn.

Vom Ebenmaaß der Züge.

Es ist niemanden unwissend, wie sehr ein Frauenzimmer durch einen großen Mund, enge Stirne und platte Nase verunstaltet wird. Es giebt aber, dieser allzumerklichen Fehler nicht zu gedenken, noch andere, welche den

Augen des Kenners nicht entwischen, ob sie gleich weniger sichtbar sind.

Alle Beugungen und Krümmungen müssen äußerst sanft und weichlich gebildet seyn. Dergleichen sind, zum Exempel, der Uebergang von den Seiten der Nase zu den Wangen, von der Unterlippe zum Kinn, die Höhlung des Grübchens, oder des Spaltes im Kinn, die Rundung der Stirne, welche weder zu hoch noch zu platt seyn darf. Die Wellenlinie, die von einem Ohr zum andern, über die Wangen und Nase geht, enthält alle diese verschiedenen Arten der Beugungen, wovon ich gedacht habe: und diese Linie hat in der That nicht mehr, als eine bestimmte Beugung, wenn sie recht und schön seyn soll. Die Größe der Gesichter thut nichts hierzu: denn in Zirkeln von ungleicher Größe, haben dennoch alle Theile, oder ähnliche Bogen, eine und ebendieselbe Krümmung. Jede Linie, die von ihrem rechten Zuge abweicht, ist auch mehr oder weniger schön, nachdem sie sich mehr oder weniger davon entfernt. Ebendieses sage ich von der Linie, welche man von einer Seite der Stirne, durch die Augenbraunen, das Auge und die Wange zieht, und sich an der Kehle endigt. Desgleichen ist es mit

allen

allen andern Linien, die den Leib, die Schultern, die Arme, die Hände, die Knie ꝛc. einfassen. Denn, wie gesagt, das Gesicht ist nicht der einzige Sitz der Schönheit: der ganze Leib ist dazu fähig. An der Mediceischen Venus ist das Gesicht nicht das schmäuchelhafteste: sondern vielmehr das Aedle der Gestalt, die Vollkommenheit des Umrißes, die Uebereinstimmung aller Theile des Leibes.

Der Kopf muß beynahe eine runde Form haben; jedoch mehr mit einem anscheinenden Oval, als würklich rund.

Die Stirne groß, offen, glatt, wohlgeründet, das heißt, in denen einander gegenüber stehenden Punkten wohlgeründet. Eine niedrige und schmale Stirne verdirbt alle andere Annehmlichkeiten.

Lange, dicke, wohlgesetzte und fein glatte Haare, schön schwarz, wie Agath, oder Ebenholz, sind die schönsten. Die blonden Haare schicken sich am besten für die erste Jugend.

Die Augen wohl gespalten, schwarz, kastanienbraun, oder hellblau. Die großen Augen sind die schönsten. Die kleinen haben etwas lebhafteres und rührenders. Sie haben eine große Macht, wenn sie beynahe feucht sehen.

Die

Die Augenbraunen sanft in einen halben Zirkel gekrümmt, welcher sich auf einer Seite an dem äußern Winkel des Auges endigt, und auf der andern Seite am Anfange der Nase. Die schwarzen sind die schönsten. Sie müssen aber allzeit die Farbe der Haare haben. Das Abstechen ist unerträglich.

Die Wangen fest, rosenroth, von einem sanften und gemäßigten Glanze, der von der Lebhaftigkeit der Farbe herkömmt; nicht zu platt, und nicht zu erhaben. Platte Wangen verkündigen das Alter; allzu erhabene Wangen gleichen der Kindheit zu sehr.

Die Ohren kurz, mit einem leichten Roth gefärbt.

Die Nase gleich und wohl erhaben. Eine etwas stumpfe Nase verstellt weniger, als eine lange oder gekrümmte.

Der Mund klein und wohl geschnitten, daß er im Lächeln auf jeder Wange ein Grübchen bildet, das man das **Grübchen der Grazien** nennt.

Die Lippen nicht zu dick, noch zu dünne, von einer feuchten Röthe, wie schon gesagt.

Die Zähne weiß, klein, gerade, wohl geordnet: ihre Weiße kann nicht genugsam glän-

glänzend seyn: die Farbe des weißesten Elfenbeins läßt ihnen am besten.

Das Kinn rund und gespalten.

Der Hals aufrechts, fleischicht, und ein wenig lang: die Haut daran muß weiß, zart und annehmlich seyn.

Die Schultern nicht so breit, als die Hüfften.

Die Arme rund, derb, und weiß.

Die Hand etwas lang, und recht schlank.

Die Finger rund, gegen die Nägel zu roth, und gegen die Spitze schwächer.

Der Busen wohl gespalten, gleich und zart, in zweyen harten, weißen und runden Halbkugeln; die Warze muß etwas roth seyn. So ist die Galathe vom Raphael geschildert. Allzuviel Busen verunstaltet, und giebt ein gemeines Ansehen. Das allzuwenige ist nicht so unangenehm.

Die Taille fein und ungezwungen.

Die Oberschenkel weiß und fleischicht, und immer weniger dick gegen das Knie zu, welches rund, eben und wohlgewendet seyn.

Die Beine fein und schlank, mit einer etwas aufgelaufenen Waade.

Und endlich den Fuß klein, und die Zehen also gesetzt und ungleich, daß er sich fast mit einer Spitze endigt.

So

So ist das Meisterstück der Natur. Wir betrachten die Schönheit mit einem allzulüsternen Auge. Wir würden anders davon urtheilen, wenn wir überlegten, daß die Unschuld ihr sanftester Reiz ist.

Vom Ausdrucke.

Die Neigungen der Seele, die Gedanken, und die Verschiedenheit der Begierden geben der Schönheit tausenderley Reize. Sie beleben die Blicke, die Regungen und Bewegungen. Die Augen vornehmlich, die Augenbraunen und der Mund sind diejenigen Theile des Gesichts, welche den meisten Ausdruck annehmen. Die Augen sind der Spiegel der Seele; nichts ist einnehmender, als Blicke, welche durch Zärtlichkeit oder Schmerz, Hoffnung und Verlangen, Aufrichtigkeit und Redlichkeit beseelet sind. Die zärtlichen und wohlanständigen Empfindungen geben der natürlichen Anmuth durch die Heiterkeit, die sie über das Gesicht verbreiten, einen unendlichen Glanz. Die Vereinigung der Tugenden aber, der Bescheidenheit, der Empfindlichkeit, der Sanftmuth und Unschuld ist es, wodurch die Schönheit ihren größten Werth erhält. Jede von diesen Eigenschaften ist genug, um

zu gefallen, und ihre Versammlung ist ein Wunder des Ausdruckes. Das ist der Charakter der Mediceischen Venus; ihre Hände, ihre Blicke, und ihre ganze Person drücken ihn aus. Man kann wohl sagen, daß der Meister darinnen wider das Costume gefehlt hat, wenn er nicht wenigstens die Mutter der keuschesten und reinsten Liebe hat vorstellen wollen.

Man hat gefragt, warum zwey Liebende sich weit schöner und liebenswürdiger vorkommen, als sie es in anderen Augen nicht sind. Das kömmt daher, weil die Liebe die Gegenstände verschönert. Sie sehen sich nur, wenn sie die Liebe allein zum Zeugen haben. Das zärtliche Gefühl, dem sich ihr Herz alsdann ohne Zwang überläßt, giebt ihrer Schönheit einen Glanz, einen Ausdruck, den sie zu anderer Zeit nicht hat.

Aus eben dem Grunde scheint der Zorn, der Neid, die Eifersucht, und andere dergleichen Leidenschaften, die Annehmlichkeiten der Schönheit zu verändern, und ihnen allen Reiz zu nehmen.

Die Frauenzimmer sollten die Tugend und Unschuld sogar zum Vortheil ihrer Reize lieben,

lieben, welche keine wahre Liebe mehr einflößen können, wenn sie kein Recht weiter auf unsre Hochachtung haben.

Von der Anmuth.

Die Anmuth ersetzt die Stelle der Schönheit, und ist besser zu empfinden, als zu beschreiben. Es ist etwas wunderbar, unerforschliches, eine Art von Geheimniß in der Natur. Ein Frauenzimmer gefällt; man geht alle ihre Züge durch, und sie hat nicht einen, der eine Schönheit characterisirte. Unterdessen gefällt sie doch. Sie gefällt sogar mehr, als eine wirklichschöne Person. Es ist eine natürliche Gabe, ein ich weiß nicht was. Mit einem Worte, sie hat Anmuth. Diese Anmuth besteht vielleicht in einer gewissen geziemenden, leichten, natürlichen und wahren Wendung, die sie alle dem, was sie sagt oder macht, zu geben weiß.

Es giebt so glücklich geborne Personen, die alles mit Anmuth thun.

Calais und Aglaja.

ein Gedicht.

Calais war schön, wie Amor; und Aglaja gleich einer zarten Rose, die sich an den ersten Straalen Aurorens langsam eröffnet. Man sagt, Venus habe über ihrer Geburtsstunde gewaltet, und die Nymphen hätten sie im Brunnen der Grazien gebadet. Diese liebte den Calais: allein Calais hatte in den Wäldern ein wildes und scheues Wesen angenommen, das sie zur Verzweiflung brachte. Er sehnte sich blos nach der Jagd; sein ganzes Vergnügen war, mit leichtem Laufe einen jungen Hirsch in den Wäldern Thessaliens zu verfolgen.

Aglaja wurde unterdessen roth, so oft sie ihn sahe. Ihre Augen suchten die Augen des Hirten, soviel Mühe sie sich auch gab, sie zurückzuhalten. Sie lobte die Anmuth seiner reizenden Gestalt, die Sanftmuth seiner Blicke, den Glanz seiner langen Haare, welche nach ihrer Meynung schöner waren, als Appollens.

Sie liebt, und wird nicht geliebt! – – Von dem hefftigsten Schmerz verzehrt, schmachtet sie, und bekümmert sich. Ihre Leidenschaft erlaubt ihr keine Ruhe. Ihre Augen wissen nichts von den Annehmlichkeiten des Schlafs. Die schlummerbringende Nacht gießet nur finstrere und grausamere Quaal in ihre Seele, und Aurora findet sie immer in demselben Kummer wieder.

Sie wollte ihn vergessen, den unempfindlichen Schäfer. Aber ach! konnte sie ihn vergessen? Calais war schon in ihrem Herzen. Sie sah ihn, sie sprach mit ihm, und glaubte ihn zu hören. Seine Stimme, sein Wesen, seine Bewegungen, alles, bis zu den Liebkosungen, die er an seinem Hunde verschwendete, stellte sich dieser unglücklichen Liebhaberin in der Einbildungskraft vor: wie sich die Sonne in das Blau der Wolke mahlt.

„Grausamer, seufzte sie, meine Seufzer „rühren dich nicht. Du verschmähest ein „Herz, das für dich brennt. Ist es nicht „Uebels genug, was deine Kaltsinnigkeit mich „leiden läßt? Muß auch dein Bildniß mich „quälen, wenn du nicht da bist? O ihr „Götter! Ich will ihn vergessen, den Un„dankbaren, den so viel Liebe nicht rührt.„

Jtzt wollte sie der Gleichgültigkeit sanfte Freuden besingen, und das friedliche Vergnügen einer Hirtin, die nur Schaafe und Hund liebt, und die leichten Tänze der halb entblößten Nymphen und Grazien, welche Venus versammelt, wenn der Mond heraufkömmt. Allein, ihre Stimme war nur ihrem Herzen folgsam, und sang nichts, als Liebe, Calais, Liebe; auch das Echo wiederholte von fern: Liebe, Calais, Liebe.

Die bestürzte Schäferin versuchte es noch, sich zu zerstreuen. Sie pflückte Blumen, und wählte die schönsten, und wund einen Kranz. „Das ist für meinen Calais, „sagte sie. Er soll ihn aus meiner Hand be„kommen; und diese Schleufe will ich hin„zuthun, und sie selber auf seinen Huth bin„den. Sein Herz wird davon gerührt wer„den: er wird mich lieben – –. Unbeweglich einige Zeit lang in der Entzückung der Liebe, hefftete sie ihre Augen auf die gepflückten Blumen. Plötzlich aber gab sie dem Ungestüm ihrer Leidenschaft nach, und errichtete einen Altar von Rasen, sie krönte ihn mit Myrthen und Jesmin; gieng dreymal ringsumher, und sprach diese Worte:

„Sey

„Sey mir günstig, Gott der Liebe! er„höre die Wünsche einer unglücklichen Liebha„berin; erweiche meinen Schäfer, mache, daß „er mich liebt, oder daß ich ihn vergesse; doch „mache vielmehr, daß er mich so sehr liebt, „als ich ihn anbethe.„

So sagte sie: Amor hörte sie vom Olymp herab, und bewilligte ihr Gebet Ein sanfter Balsam verbreitete sich durch die Lüfte, und verkündigte die Gegenwart des Gottes, den sie anrief; die Myrthe blühete auf dem Altare; zwey Tauben spielten vor den Füßen der Aglaja, der zärtlichen Aglaja, und die Hoffnung wuchs in ihrem Herzen wieder auf.

Damals entschlief Calais am Rande eines Brunnens von der langen Jagd ermüdet. Bey ihm lagen sein Köcher und Pfeile, vom Blut des Wildes gefärbt, das er durchschossen hatte. Amor weckte ihn; unter der Gestalt eines jungen Jägers ließ er sich ihm sehen. Er hatte seinen Bogen und seinen Köcher; aber er hatte seine Fackel nicht. Seine Flügel waren unter einem Kleide versteckt, fast wie das Kleid des Calais. So erschien Adonis, als er das Herz der Amathuntischen Königin entzündete; so war Endimion, als er Dianen, die Unempfindliche, seufzend machte.

Sie giengen mit einander in den Wald: es schien, als ob sie von einer und ebenderselben Neigung geleitet würden. Bald aber umhüllete beyde eine azurblaue Wolke, und führete sie weit von den Wohnungen der Sterblichen. Calais wurde bestürzt. „Wo „sind wir, sagte er zu Amorn, den er nicht „kannte. Welche mächtige Gottheit führt „uns fort? Was ist das für eine Insel, die „ich entdecke?„

„Hier ist es, wo der mächtige Amor „seine Rache vollführt: hier straft er Herzen, „die seiner Stimme ungehorsam sind. In „diesem Orte liegt die matte Natur in einem „lethargischen Erstarren, woraus sie niemals „kömmt. Man spürt darinnen weder den „sanften Athem der Westwinde, noch die un„schuldigen Annehmlichkeiten des Lenzes, noch „Florens Balsamhauch. Das immer dürre „Land bringt weder Kraut noch Blumen her„vor, sondern blos einige verdorrete Stauden, „die herbe und unangenehme Früchte tragen. „Die Freude bewohnt diesen Aufenthalt nicht, „und das scherzende Lachen ist daraus auf „ewig verbannt. Sieh, auf allen Seiten „fliegen scheußliche Ungeheuer, die flüchtige „Untreue, eifersüchtiger Verdacht, schwarzer

„Kum-

„Kummer, ohnmächtiges Verlangen, Verach„tungen, Kaltsinnigkeiten, Traurigkeit, Ver„druß, der Eckel, die Verrätherey, die sich „vom Meyneide nährt, die schreckliche Ver„zweiflung, die sich mit eigner Hand zerfleischt. „Die Luft ist durch den unreinen Hauch die„ser geflügelten Ungeheuer vergiftet. Sieh, „mit welcher Wuth quälen sie nicht unempfind„liche Herzen, die keinen Weyhrauch auf „Amors Altar verbrannt haben: und flüchtige „Herzen, die seine Geheimnisse durch ihre Un„treue entweiht haben. Dis wird das „Schicksal eines Hirten seyn, der die schönste „der Schäferinnen verachtet.„

Amor schwieg. Schon wurde Calais von einer düstern Melancholie bemeistert. Die Kälte der Gleichgültigkeit fror in seine Sinne. Eine todtengleiche Betäubung schien ihn in Nichts zu verkehren. Er kam nur wieder zu sich selbst, um die grausamsten Gewissensbisse zu fühlen, die ihn zerrissen. Amor war verschwunden, und Calais befand sich an der Quelle, wo er entschlafen war. Er erhub sich, er zerbrach seinen Köcher und seine Pfeile, und durchirrte die Gegend mit eiligen Schritten. Er fand einen Altar, Buchstaben und Namen. Er las: Calais, Aglaja, Liebe.

Er las nochmals: Calais, Aglaja, Liebe; und wiederholte oft: Aglaja! Liebe!

Damals eben zog die Schäferin den reinen Crystall des Wassers zu Rathe, wegen ihrer Reize und ihres Putzes; und sie klagte, sie sey nicht genug schön, um geliebet zu werden. Calais erblickt sie, er fliegt, und liegt auf seinen Knien. Aglaja erstaunt, sie seufzt: „Ach Calais, bist du es? – – Aglaja, ich „bete dich an! Komm zum Altare, den du „selbst errichtet hast, und laß uns ewige „Zärtlichkeit schwören: Denn dort erwartet „uns die Liebe, um uns mit ihren Wohltha„ten zu überhäufen *.„

Anmerk. des Uebersetzers.

* Einige kleine Fehler ausgenommen, zeigt dieses Stück, daß auch die geschmückten Franzosen wieder zu der Schönheit der einfältigen Natur sich zu bekehren anfangen, und vielleicht von unserm Geßner, den sie übersetzt lesen, hierinnen etwas gelernt haben.

Von

Von der
Feinheit in der Liebe. *

Die Liebe ist eine fruchtbare Quelle reiner Wollust, welche die Natur allen Menschen darbietet. Die Vergnügen des Stolzes sind nur für die Großen; und noch weniger gemein sind die Begünstigungen des Glücks. Aber die Lust der Liebe ist für alle: Jedermann hat Ansprüche, ein Herz zu beherrschen, und die Annehmlichkeiten zu schmecken, die aus einer wohlgewählten Vereinigung entstehen.

Die Liebe ist im Herzen. Es ist eine Entheiligung, wenn man die Begierde nach dem Genuß, ein gewisses machinenmäßiges Bedürfnis, ein Gewerbe der Buhlerey oder Eitelkeit, für Liebe hält. Wissen sie wohl, sagte Ninon, was ich durch die Liebe verstehe, wenn ich nach meiner Meynung davon rede? Es ist eine erhabene, hefftige Empfindung, die große Dinge zu unternehmen vermögend, die

Anmerk. des Uebersetzers:

* Diese Feinheit ist der groben und allzusinnlichen Liebe entgegengesetzt.

die uns entzückt, die uns außer uns setzt, die die Charaktere verändert, und uns so gleichgültig gegen uns selbst macht, als wir es gegen andere sind. Es ist die sanfte Uebereinstimmung zweyer Seelen, die einander an sich zu ziehen, und sich zu vermischen scheinen; das glückliche Verständniß der Herzen; der Gefallen an dem geliebten Gegenstande, welches eine Heiterkeit, die den Gipfel des Glückes ausmacht, durch die Seele verbreitet.

Sollte man wohl glauben, daß ein Frauenzimmer, welches zu allen Ausschweifungen der Liebe geboren war, der feinen Liebe, welche den Genuß der Seele mehr, als sonst irgend ein Gut, zum Zwecke hat, den Vorzug geben sollte? Von ihr eben habe ich diese Betrachtungen entlehnt. Ich habe geglaubt, es würde den Damen lieb seyn, die Wahrheit aus dem Munde der berühmten Ninon zu hören, welche so laut wider die Prüden und Anhängerinnen des Plato eiferte, und die man beschuldigte, daß sie nur die sinnliche Liebe kennete. Ich halte jedoch dafür, daß ihr Herz weniger ausschweifend, als empfindlich; so zärtlich, als wollüstig, und weit feiner, als locker war.

Ninon war überzeugt, daß bey der Liebe die Sinne ihre Gewalt nur durch den Beystand der Männer erhielten, und daß ein Frauenzimmer ohne Zweifel der Versuchung widerstehen würde, wenn sie glücklich genug sey, einen zu finden, der eben so fein gesinnt wäre, als sie selbst. Dieser Lobspruch ist nicht etwa zweydeutig. Mademoiselle von l'Enclos glaubte zwar nicht viel von der Tugend der Frauenzimmer; aber die Macht der Wahrheit zwang sie, zu gestehen, daß ihr das Herz der Mannspersonen zur Begierde, und das Herz der Frauenzimmer zur Empfindung gemacht zu seyn schiene. Die Mannspersonen sind für das Vergnügen empfindlicher, als für geheime Wollust, und folgen der Würkung ihrer Sinne; für die Frauenzimmer sind die Annehmlichkeiten der Seele bestimmt.

Unser Glück ist eingeschränkt. Wir haben unsere Absicht nur immer auf Einen Gegenstand: sobald wir ihn besitzen, so ist unser Herz befriedigt, und von dieser Befriedigung bis zum Ueberdrusse ist nur ein Schritt. Wenn man nur liebet, um zu genüssen: so ist der Genuß das Grab der Liebe, und das Vergnügen stirbt zugleich. Es ist schwer, zu begrei-

begreifen, daß die Liebe dadurch erstickt wird, wodurch sie entsteht. Wieviel begünstigte Liebhaber haben nicht nach ihrem erlangten Glücke ausgeruffen: „Was hast du mit mei„ner Liebe gemacht, trauriges Glück, betrüb„ter Genuß! Erwartete ich dich darum, „o unglücklicher Tag! mit Ungeduld, um „meine Liebe zu verlieren? Betrügerischer „Augenblick, gieb mir mein Verlangen zurück, „ich will dir deine Freuden wiedergeben.„

Die Glückseligkeit, die sich ein Frauenzimmer, das in der Liebe fein ist, versprechen darf, ist ohne Grenzen. Da sie blos für das Glück, zu lieben, und geliebt zu werden, empfindlich ist: so sind die vollkommne Vereinigung, die innigen Verhältnisse zweyer starkentflammten Herzen, ihr einiger Gegenstand. Sie ist von der geliebten Person ganz erfüllt, beständig mit seinem Bilde und seinem Verdienste beschäftigt; sie genüßt alle Vergnügungen der Seele, sanfte Unruhen, zärtliche Bewegungen, die das Herz in eine so angenehme Verfassung setzen. Durch welchen unglücklichen Einfall suchen doch die Mannspersonen ihre Ehre darinnen, wenn sie sich gegen so große Vergnügen so wenig empfindlich bezeugen. Eine übelverstandene Eitelkeit, die

sie

sie oft für Verlangen halten, führet sie auf ein Gut, welches das verächtlichste Wesen, so gut als sie, genüßen kann. Aber sind das die wirklichen Reize der Liebe? Ist das die friedliche Wollust, welche die Uebereinstimmung gegenseitiger Empfindungen hervorbringt? Man muß Sinne haben, wenn man das Glück schmecken will, welches sie darbieten; man muß eine Seele haben, wenn man lieben will.

Ich bin keineswegen der Meynung, (noch immer redet Ninon,) daß die Vergnügungen der Sinne die einzigen, oder auch nur die gnugthuendsten wären, welche zwey feine Herzen schmecken könnten. Wie viel tausendmal vorzüglichere bietet ihnen die Liebe an! Aber es gehört nur für befreyte Seelen, den ganzen Werth davon einzusehen. Ein Liebhaber, den ich mir vorstelle, wie er von dem geliebten Gegenstande wieder geliebet wird, und überzeugt ist, daß ihm nichts gleichkommen kann, überläßt sich den zärtlichsten Ueberraschungen: sein Herz öffnet sich der Frölichkeit, dem Zutrauen, und scheint sich in der geliebten Person zu verlieren. Das Vergnügen, ihr alles zu sagen, was er empfindet; die Unruhen, die er annimmt, und

sie selber zuerst verdammt, die er aber dennoch gern zeigt, um das Verlangen zu erregen, sie zu zerstreuen: Dieses alles macht ihn durchgehends glücklich: und streuen alle diese Bewegungen nicht ein bezauberndes Entzücken in die Seele? Diesen süßen Gemüthsbewegungen folgt oft die wollüstigste Stille: alsdann überläßt sich die Seele, die gleichsam von ihrem Glück überhäuft ist, ganz der Empfindung; wird auf ihren Zustand aufmerksamer, und fähiger, ihn zu erkennen; kehrt in sich selbst zurück, und richtet ihre Betrachtungen auf sich; und beschäftigt sich in der Stille der Vergnügungen, wovon sie berauscht ist. Und, o Himmel! welch eine Stille! Zärtliche Blicke, rührende Stellungen, ein Händedruck, und die geringste Regung, mahlen mit feurigen Zügen die innern Bewegungen ab: der Nachdruck dieses Stillschweigens würde durch jeden andern Ausdruck geschwächt werden.

In Asien benimmt die Gleichgültigkeit der Sclavinnen gegen ihre Herren, der Liebe alles, was sie Köstliches hat, um ihr nur ein grobes Vergnügen zu lassen. Sollten sie aber wegen dieser Gleichgültigkeit keine schöne Augen, keine Farbe wie Rosen und Lilien,

keinen

keinen Mund, wie eine Göttin, keine Gestalt, wie die Nymphen haben? Nein, es ist wie mit einer Rose, die deswegen, weil sie das Vergnügen, mit welchem ich sie sehe, sie breche, und den sanften Balsam, den sie haucht, einziehe, nicht empfindet, dennoch nichts von ihrer Lebhaftigkeit und Farbe verlieret. Wenn aber so viele Reize nicht durch den Hauch der Liebesgötter beseelet werden, so haben sie nur den halben Werth.

Ein Sultan schmeckt mitten im zahlreichsten Serail die wahren Vergnügungen der Liebe nicht. Er genüßt und kennt niemals die Annehmlichkeiten des Genusses: er erkennt die sanfte Glückseligkeit nicht, die von der Vereinigung der Herzen kommt; noch den schmeichelhaften Reiz, den die Liebe, ohne diese angenehme Vereinigung, von sich selbst nicht hervorbringt.

* * * * * * * * * * * * * * *

Brief

Ueber einen Punkt in der ersten Abhandlung von Erziehung des schönen Geschlechts.

Mein Herr,

Ich bin ein Freund, und sogar ein Liebhaber des schönen Geschlechts: aber ich liebe die Wahrheit noch weit mehr; vielleicht weil sie auch ein Frauenzimmer ist – Dem sey, wie ihm wolle, Sie setzen beynahe alle Fehler der Frauenzimmer auf unsere Rechnung. Ich will, um Ihnen meine Gedanken hierüber deutlich zu eröffnen, die Worte des Herrn Rousseau von Genf anführen. Hier sind sie: „Die Frauenzimmer, sagt er, klagen ohne „Aufhören, daß wir sie zur Eitelkeit und „Buhlerey erzögen; daß wir sie unaufhörlich „mit Kinderpossen unterhielten, damit wir „desto leichter Herr blieben – – Allein seit „wann geben sich die Mannspersonen mit Er„ziehung der Mägdchens ab? Wer verhin„dert die Mütter, sie zu erziehn, wie sie nur „immer selbst wollen? – – Zwingt man „eure Töchter denn, die Zeit mit Possen zu „verder-

„verderben? Läßt man sie wider ihren Wil„len das halbe Leben an ihrem Putztische zu„bringen? Oder hindert man euch, sie nach „eurem Belieben zu unterrichten, oder unter„richten zu lassen? ꝛc.

Sie sehen, mein Herr, daß Hr. Rousseau bey weiten Ihrer Meynung nicht ist. Ich stelle Ihnen die Seinige entgegen, ohne etwas hinzuzuthun. Ich bin ꝛc.

D. S.

Herzhafte Weiber.

Eine Anecdote aus dem Plutarch.

Es giebt herzhafte Weiber. Wir wollen aber, um keinen Verdacht der Schmäucheley auf uns zu laden, nur von denen reden, die man in der Geschichte findet.

Die Phocäer geriethen mit den Thessaliern in Krieg, und ließen, ehe sie in den Streit zogen, ihre Weiber und Kinder in einen besondern Ort versammeln, und diesen Platz mit einer großen Menge dürren Holzes belegen, welches angezündet werden sollte,

sobald die über diesen Ort gesetzten Leute erfahren würden, daß die Phocäer von den Thessaliern geschlagen wären. Diese Vorsicht war äußerst, aber sie war nothwendig, damit ihre Weiber und Kinder ihren Feinden nicht in die Hände fielen. Sie liebten sie so sehr, daß sie dieselben lieber todt, als in der Sclaverey sehen wollten. Dieser Rath, den ein Hausvater gab, welcher sein Weib und seine Kinder zärtlich liebte, würde mit allgemeinem Beyfalle angenommen; jedoch mit der Ausnahme, daß einer aus der Versammlung aufstand, und sagte: es däuchte ihm billig, vorher zu erforschen, was die Weiber zu dieser Berathschlagung dächten, und daß man, wenn sie nicht damit zufrieden wären, von diesem Vorschlage abstehen müßte, weil es wider alle Billigkeit sey, ihnen das Leben ohne ihre Einwilligung zu nehmen. Allein es fehlte soviel, daß sie anderer Meynung gewesen wären, daß sie nach allgemeiner Berathschlagung sich erklärten, es habe Daiphantus keinen weisern Rath geben können, der mit ihren Gedanken mehr übereinstimme; sie zögen den Tod der Knechtschaft vor; und um ihm ihre Erkänntlichkeit und Hochachtung zu bezeugen, krönten sie ihn mit Blumen. Seine eigne

Frau

Frau gieng ihnen hierinnen vor. Bewundernswürdiger aber ist, daß diese großmüthigen Mütter die Stärke ihres Muths auch dem Herzen ihrer Kinder beybrachten. Auch diese sahe man eine kleine Versammlung halten, worinnen sie den Daiphantus priesen, und sich unter einander ermunterten, den Tod muthig zu erdulden. Nach diesen Veranstaltungen lieferten die Phocäer, unter dem Entschlusse, zu siegen oder zu sterben, ihren Feinden eine Schlacht, und trugen einen vollkommenen Sieg über sie davon. Dieser Entschluß, den die Phocäer nahmen, wurde die Verzweiflung genannt; und zum Andenken eines so glorreichen Sieges (fügt der Geschichtschreiber hinzu) feyert man noch heutzutage im ganzen Lande ein großes Fest, Dianen zu Ehren. Ein Volk, das aus Männern und Weibern von dieser Art bestand, war wohl zu großen Dingen fähig.

Lindor und Lucinde,

oder

die Nothwendigkeit einer guten Wahl bey der Ehe;

Ein Brief eines engelländischen Liebhabers an seine Geliebte.

Mademoiselle,

Nichts ist gemeiner, als Personen beyderley Geschlechts sich über den Ehestand beklagen zu hören. Man schlüßt daraus zu leichtsinnig, daß die eheliche Glückseligkeit nur ein Hirngespinste sey. Ich selbst bin oft von diesen Klagen Zeuge gewesen, und ich gestehe es, nicht ohne Aergerniß. Ich habe die Ehe beständig als eine Quelle des Friedens und der häuslichen Vergnügen betrachtet. Ich würde in Verzweiflung gewesen seyn, wenn eine traurige Erfahrung mich gezwungen hätte, meine Meynung zu ändern. Ich habe alle die wirklichen Vorzüge und die Beschwerlichkeiten des Ehestandes untersucht, und genau abgewogen.

wogen. Ich habe zu meiner großen Zufriedenheit gefunden, daß mehr Vortheile, als Beschwerden waren: und überwogen auch diese, so kam der Schade blos von einer übelgewählten Verbindung her, wobey man nur eigennützige Absichten und eine blinde Leidenschaft zu Rathe gezogen, ohne auf die Sitten, den Charakter, die Neigung, das Alter, kurz, was nur irgend diesen Stand angenehm machen muß, Achtung zu geben.

Jetzt da wir beyde, Mademoiselle, durch das geheiligte Band, welches ich schon im voraus lieb habe, sollen vereint werden; so werden Sie mir erlauben, ihnen in wenig Worten die Geschichte der glücklichsten Vereinigung, die jemals gewesen ist, zu erzählen. Mein Herz ist voll davon. O! wäre sie das natürliche Gemälde des Guten, das uns erwartet! Ich hoffe, und schmäuchle mir mit dem Gedanken, daß sie Ihnen so angenehm seyn wird, als mir. Ich werde nur die Namen der Personen dabey verändern.

Lindor war der einige Sohn einer guten Familie, und wurde von seinen Aeltern zärtlich geliebt. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er den besten Vater verlohr. Dieser Verlust rührete ihn so lebhaft, daß

man kein ander Mittel fand, seine Betrübniß zu zerstreuen, als ihn reisen zu lassen. Lindor hatte einen natürlichen Hang zur Tugend, eine aufrichtige Seele, und einen gründlichen Verstand. Besonders bemühete er sich, die Tugenden der Nationen, die er sah, nachzuahmen, ohne ihre Laster und ihr Lächerliches anzunehmen. Er wußte die französische Höflichkeit, die Redlichkeit des Engländers mit der ädlen Einfalt des Holländers zu vereinigen *. Mit einer einnehmenden Gestalt, einer leutseligen Begegnung, und einem sowohl lehrreichen als angenehmen Umgange, konnte es ihm nicht fehlen, daß er gefiel. Man schätzte ihn, wenn man ihn genauer kannte; man fand alsdann bey ihm ein freymüthiges, großmüthiges und wohlthätiges Herz.

Nach seiner Rückkehr in Engelland, bewunderte man es, wie sehr seine Reisen seine Erziehung verbessert hatten. Allein, ein Glück, das gründlicher war, als diese eitle Bewunderung, erwartete ihn daselbst. Er fand daselbst von ohngefähr einen alten Schulfreund,

Anmerk. des Uebers.

* Wenn er vollends die Mäßigkeit des Wälschen, und die Standhaftigkeit des Deutschen hinzugethan hätte: was für ein Bild!

freund wieder. Dergleichen jugendliche Freundschaften, wenn sie sich anders auf die Gleichheit des Standes, und auf die Sympathie feiner Seelen gründen, sind ewig. Lindor, welcher eingeladen wurde, seinen Freund zu besuchen, machte sich daraus eine Schuldigkeit und ein Vergnügen. Ein gütigs Geschick führte ihn zu Lucinden: dieses war die Schwester seines Freundes.

Eine feine und reizende Gesichtsbildung, eine frisch und zärtliche Farbe, ein sanftes und bescheidenes Ansehen, ein offenherzigs Lächeln; dies ist das Bildnis Lucindens. Dieses verführerische Aeußere war von einer Ehrlichkeit, Güte und Leutseligkeit begleitet, die dessen Glanz und die Macht ihrer Reize vermehrten. Sie redete wenig, aber mit Verstand. Lindor sahe sie, und liebte sie; und Lucinde schien für das Verdienst Lindors nicht unempfindlich. Tugendhafte Empfindungen werden allzeit vom Zutrauen begleitet: Der Trieb der Natur, der so unschuldig, wie sie selbst ist, zieht gute Herzen unwiderstehlich zusammen, und ladet sie ein, sich zu vereinigen. Lindor verließ Lucinden, und versprach seinem Freunde, daß er ihn wieder besuchen würde.

Er kam auch nach einigen Wochen wieder. Lucinde war allein, sie las, und ihre Augen waren von Thränen benetzt. Sie schämte sich, daß sie in diesem Zustande überrascht wurde. Sie machte ihr Buch zu, und wendete sich weg, um ihre Thränen abzuwischen, die so liebenswürdige Zeugen der Zärtlichkeit und Güte ihrer Seele. Lindor bat wegen seiner Uebescheidenheit um Verzeihung, schien von ihren Thränen gerührt, nahm aber eine lustigere Miene hierauf an, scherzte mit ihr über ihre ungemeine Empfindlichkeit, und zeigte sich neugierig, den Gegenstand zu wissen, der sie so lebhaft gerührt hätte. Lesen sie, sagte sie; ich habe nicht das Herz, wieder anzufangen. Es handelt von einer jungen und liebenswürdigen Person, die ein barbarischer Vater zwingen wollte, einen Mann, der weder ihre Liebe, noch ihre Hochachtung verdiente, zu heyrathen. Um sich seiner Tyranney zu entziehen, fliehet sie, alleine, in der größten Finsterniß der Nacht, und irret in einem Gehölze, ohne Führer, ohne Freund, ohne Kraft, und ohne Beystand, von Himmel und Erde verlassen. Ihre Schönheit, ihre Tugend, ihre Klagen, ihre schröckliche Stellung, waren mit so starken und patheti-

schen

schen Ausdrücken geschildert, daß Lindor kaum zwey Seiten gelesen hatte, als er schon seine Thränen wider seinen Willen fließen fühlte. Er erröthete: Lucinde wurde bewegt, und auch ihre Thränen fiengen häufiger an zu fließen. Sie sahe diesen Auftritt als eine merkliche Probe von der Uebereinstimmung ihrer Empfindungen an. Das ist ein Herz, wie meines, sagte sie zu sich: sie fand ihn von diesem Augenblicke an hundertmal liebenswürdiger, und ihrer Zärtlichkeit hundertmal würdiger. Folgender Zufall schildert ihn mit noch weit reizernden Zügen.

Lucinde war mit etlichen Frauenzimmern an Bord eines Schiffes zur Mahlzeit eingeladen. Lindor begleitete Lucinden dahin, und diese hatte ihren Bruder, ein Kind von neun bis zehn Jahren, bey sich. Die Luft war still und schwül. Man speiste auf dem Verdeck unter einem Zelt, nach indianischer Art. Nach der Tafel wurde man einer artigen Barque gewahr, die spazieren fuhr. Jedermann stand auf, um sie besser zu sehen. Das Kind war zuerst am Bord des Schiffes, es glitt aus; und fiel ins Wasser. Alle Anwesende waren erschrocken und bestürzt: aber Lindor hatte sich schon herabgestürzt, um den

Bruder

Bruder seiner Geliebten zu retten. Er ergriff ihn, und trug ihn, so gut er konnte, schwimmend nach der Barque. Der Schiffer hatte ihn nicht sobald erblickt, als er mit allen Rudern gegen ihn zueilte, und sie beyde einnahm. Der Schmerz, den die Furcht für die Gefahr, in der sie waren, in allen Herzen erweckt hatte, veränderte sich in Freude und Bewunderung. Wer würde die Verfassung Lucindens schildern können? Ihr Bruder dem Tode so nahe; ihr Liebhaber und ihr Bruder im Kampf mit den Wellen; ihr Liebhaber und ihr Bruder außer Gefahr. Sie küsset, sie liebkoset ihren kleinen Bruder, und betrachtete ihren großmüthigen Liebhaber mit Zärtlichkeit. Mitleiden, Liebe, Erkänntlichkeit, und alle Empfindungen, wovon ihre Seele durchdrungen war, schilderten sich auf ihrem Gesichte.

Von diesem Tage an dachten sie nur darauf, ihre Vereinigung zu beschleunigen. Ihre Verwandten verlangten es. Ihre Heyrath wurde auch bald darnach vollzogen. Es sind schon zwanzig Jahr, daß sie sich lieben; und sie lieben sich mehr, als jemals. Anstatt daß ihre Liebe schwach werden sollte, so verstärkt sie sich mit der Zeit. Diese zwanzig Jahre sind wie ein schöner Tag verflossen.

Wie

Wie zärtlich, wie achtungsvoll, wie gefällig ist eines für das andere! Sie haben nur eine Seele und einen Willen. Ihre Kinder, die Erben ihrer Tugend, sind gut und liebenswürdig, wie sie. Glückliche Eheleute, glückliche Eltern, glückliche Kinder!

Dieses, Mademoiselle, ist die größte Glückseligkeit, welche zwey Sterbliche auf Erden genüßen können; die Glückseligkeit, die aus einer Ehe kömmt, die unter der Vorwaltung der Liebe und Tugend geschlossen worden. Mißvergnügte Eheleute dürfen ihrem Stande keineswegs das Unglück zuschreiben, welches sie sich durch eine bessere Wahl und reinere Absichten hätten ersparen können. Und wir, welche Liebe und Tugend jetzt vereinigen wird, wir fürchten kein gleiches Schicksal. O Liebe! o Tugend! herrschet beständig in meinem Herzen; herrschet beständig im Herzen derjenigen, die mir so werth ist. Beyde, das unterstehe ich mich zu sagen, haben uns mit einerley Feuer entflammt: sie werden uns glücklich machen.

Ich habe die Ehre, zu seyn

Ihr Liebhaber
N. N.

Die beyden Schwestern.

Eine engelländische Geschichte.

Es sind gegenwärtig in London zwey Schwestern, die den Gegenstand zum Gespräch in allen Gesellschaften abgeben. Doch weder ihre Schönheit, noch ihre Galanterie ziehen ihnen die Aufmerksamkeit dieser großen Stadt zu; sondern blos das Entgegengesetzte ihres Charakters. Sie haben beyde schlechterdings einerley Erziehung gehabt; und da sie am Alter nur zehn Monate aus einander sind, so haben sie einerley Unterricht mit einander empfangen. Von ihrer zarten Kindheit an entwickelte sich ihre Seele, und zeigte sich schon in Kleinigkeiten so, wie sie dereinst in wichtigern Gegenständen erscheinen würde. Die Mariechen liebte den Putz, und Hannchen war ungemein genäschig. Einmals besuchte sie eine Dame von ihren Anverwandten in der Schule, und schenkte jeder einen Schilling. Mariechen schaffte sich Bänder, und Hannchen kaufte Naschwerk. Was den bestimmten Charakter dieser beyden Kinder

am

am besten anzeigte, war dieses, daß Mariechen niemals nach Hannchens Zuckerwerk Verlangen trug, und diese sich wenig um den Anzug bekümmerte, woraus sich ihre Schwester so viel machte. Unterdessen kam es doch durch ihr gutes Vernehmen so weit, daß eine der andern wechselsweise ihr Zuckerwerk und ihre Bänder anbothen. Bisweilen verwies Mariechen sogar ihrer jüngern Schwester ihren wenigen Geschmack am Putze, und wollte sie selber auffsetzen, und sie putzen. Hannchen im Gegentheil ermunterte ihre ältere Schwester, ihre Makronen und ihre Zuckerplätzgen zu kosten, indem sie ihr deren guten Geschmack anpries. Ihr besondrer Geschmack folgte ihnen standhaft nach, und wuchs mit ihnen von Jahr zu Jahre. Man versäumte ihn zu unterdrücken; vielleicht reizte sie auch die Art, deren man sich bediente, die eine von der Eitelkeit, die andere von der Leckerhaftigkeit abzubringen, nur noch mehr. Dem sey, wie ihm wolle, Miß Mariechen war sechzehn Jahr alt, und niemals liebte ein Mägdchen den Putz so heftig: sie mußte stets nach der neuesten Mode um den Kopf gemacht, gekleidet und angeputzt seyn; was es nur immer am schönsten, reichsten und glänzendsten

gab,

gab, war für sie nicht zu viel; alle ihre Zeit brachte sie vor ihrem Spiegel, oder im Gespräch mit ihrer Putzmacherin, Nätherin, oder Modekrämerin zu. Ihr Vater war ein wohlhabender Mann; allein er hatte eine zahlreiche Familie, und konnte einer jeden von seinen Töchtern nur drey tausend Pfund Sterling mitgeben. Miß Hannchen wurde funfzehn Jahr, und war schon ein Wunder der Leckerhaftigkeit: sie liebte die guten Bißgen, wie ihre Schwester den Anzug. Man war bedacht, beyde zu verheyrathen. Herr Gaywood erhielt Mariechen; und Hannchen wurde dem Herrn Trenchard. Dieses waren zwey Kaufleute, die eine sehr wohleingerichtete Handlung hatten, und deren Glücksumstände mit der beyden Schwestern ihren in gleichem Verhältnis waren, so, daß sie in ihrem Stande ein ehrlichs Auskommen hatten, und ihren Kindern eine gehörige Erziehung geben konnten. Uebrigens hatte die Neigung diese Vereinigungen geschlossen, und sollte sie also glücklich machen. Man speiste sehr köstlich auf Miß Trenchard Hochzeit; und auf Miss Gaywood ihrer hatte man das Vergnügen, eine Braut nach dem allerneuesten Geschmack geputzt zu sehen.

In den ersten Jahren ihres Ehestandes gieng alles von beyden Seiten recht wohl: die Liebe zur Hoffart und zur Leckerey schienen sich etwas zu mäßigen, und mit mehrerer Stärke wieder anzufangen. Da die beyden Schwestern die Handlung ihrer Männer auf gutem Fuß sahen, so berechneten sie den Gewinn, und Herr Gaywood gewann genug, um eine Equipage, und zwar eine der zierlichsten Equipagen, anzunehmen; und Herr Trenchard gewann ebenfalls genug, um einen guten Tisch zu führen, gute Freunde einzuladen, und sie auf gut epikurisch zu bewirthen. Der eine, von den Liebkosungen einer geliebten Frau gedrungen, war so gefällig, ihr die Sorge zu Anschaffung einer Equipage nach ihrem Geschmack, und Bekleidung der Bedienten nach ihrem Einfalle, zu überlassen: also war auch nichts schöners; die Carosse und die Livree war in ihrer Zierlichkeit einer Prinzessin würdig. Herr Gaywood arbeitet den Tag über in seinem Comtoir, und Madame rollt recht artig durch die Gassen in London. Madame Trenchard läßt auf ihrer Seite, als Frau in der Wirthschaft, ihren Mann gute Tafel halten; sie ladet Freunde und Bekannte ein; man trinkt bey ihr die auserlesensten

Weine, und ißt alles, was die Jahrszeit nur köstliches giebt: der Herr arbeitet, und Madame vertritt Wirthsstelle an der Tafel.

Man darf nicht glauben, daß diese Weiber ihre Männer zu Grunde zu richten Lust hätten. Sie haben vortreffliche Maaßregeln ergriffen, um diesem Uebel auszuweichen: hier zeigt sich ihre Wirthschaftskunst in allem Glanze. Wie sinnreich macht die Weiber nicht eine Favoritneigung! Madame Gaywood kürzte, wegen ihres Equipagenaufwandes, sich an allem andern genau ab. Ihr Haus ist sehr mäßig meublirt, ausgenommen ein Saal zur Gesellschaft, wo sie die wenigen Leute, mit denen sie umgeht, empfängt; und dieses sind allemal trockene Besuche. Ich speise daselbst bisweilen, als ein Familienfreund: Ein Paar Schüsseln, eine mit harten Eyern, die andere mit Spinat, in Wasser gekocht, ist unsre ganze Mittagsmahlzeit; oder man setzt auch eine Suppe und ein wenig Gekochtes auf. Allein ich habe auch den Vortheil, neben einer Fey zu sitzen, die über und über von Diamanten schimmert, und die Carosse erwartet uns an der Thüre, um uns nach dieser leichten Mahlzeit recht artig spazieren zu fahren. Sie bezahlt ihren Bedienten wenig, weil sie dieselben

ben reich bekleidet: ihr Grundsatz ist, daß das Gold auf der Livree ihre Bedienten wegen des Silbers, das nicht in ihren Beutel kommt, schadlos halten soll. Was Madame Trenchard anlangt, so erstreckt sich ihre gute Wirthschaft auf andre Gegenstände. Ich habe daselbst so köstlich, wie bey einem Könige, gespeiset; aber sie ist auch nur in Ansehung ihres Tisches prächtig. Man sollte glauben, sie hätte ihre Kleider von ihrer Großmutter geerbt, und sich solche nach ihrem Leibe zurecht machen lassen: ganz gewiß sind sie dreymal so alt, als sie selbst. Ihre Kinder und Bedienten sind eben so schlecht gekleidet; aber sie haben alle gut zu essen. Sie geht allzeit zu Fuß in die Comödie, es wäre denn so schlecht Wetter, daß sie einen Lohnkutscher müßte holen lassen, der auf Minuten bezahlt wird: man läßt ihn auch nicht warten, und bindet ihm vornehmlich ein, hurtig zu fahren. Man muß noch überdis so gefällig seyn, und sich mit ihr auf die wohlfeilsten Plätze setzen. Dargegen findet man bey der Rückkunft eine der besten und auserlesensten Abendmahlzeiten. Statt dessen führt euch ihre Madam Schwester prächtig in die Comödie, um ihr Geschmeide glänzen zu lassen: sie sorgt aber allemal da-

 für,

für, zu zeitig, oder zu spät dahin zu kommen: zu zeitig, um ihre Equipage an der Thüre zu Schau zu lassen; zu spät, um selbst besser bemerkt zu werden, wenn sie in ihre Loge kommt. Ist das Stück aus, so führt sie euch mit grossem Geräusch nach Hause, und bietet euch ein Stückgen Gebacknes an, und ein Glaß Wein oder Wasser, nach Belieben.

Also opfern diese gute Schwestern beyde, eine der Eitelkeit, die andere der guten Mahlzeit. Man lacht viel darüber. Das Sinnbild der Madame Gaywood ist **ein goldner Gürtel**: und der Madame Trenchard ihres, **ein gut gefütterter Wanst.** Es ist betrübt, wenn man sich seine Leidenschaften so weit beherrschen läßt.

Aufrichtiges Bekänntnis.

Ein thörichter Geschmack, der allen Menschen gemein ist, leitete meine ersten Schritte nach dem Tempel zu Gnidus. Ich verlangte von der Liebesgöttin eine Geliebte, wie sie Ninon dem Marquis von Sevigne wünschte,

daß

daß sie, wie ein Kind, mit angenehmen Thorheiten, kleinem Eigensinn, und alle den artigen Fehlern mich belustigen möchte, die den Reiz des galanten Umganges ausmachen. Ich wollte mich verbinden, so weit es mein Vergnügen erlauben würde; aber nicht so stark, daß diese Verbindung ernstlich werden könnte: dieser bloße Gedanke hätte mich zitternd gemacht. Die Grazien bothen mir Calisten an: sie war ihr Meisterstück: o ihr Götter! wie schön war sie! – – Meine Augen berauschten sich im Vergnügen, sie zu sehn; und mein Herz fühlte die freudigen Entzückungen, die eine erste Leidenschaft unterscheiden. In einem dieser auserlesenen Augenblicke, worinne ich meiner Leidenschaft überlassen war, sagte ich ihr von meiner Liebe, und von ihren Reizen; ich sahe Thränen fließen. Ein liebenswürdiges Mitleiden, das über ihre ganze Person verbreitet war, schien mir den Augenblick ihrer Niederlage und meines Sieges anzukündigen. Aber ihre Seele war mit ganz andern Gedanken beschäftigt.

Caliste fühlte Neigung zu mir; sie erröthete, einen ihrer unwürdigen Liebhaber zu lieben, einen Liebhaber, der sie verführen wollte. „Nein, sagte sie zu mir, du weißt

„nicht zu lieben, und verdienst es nicht, dies „von mir zu lernen; du folgst nur den Lo„ckungen der Sinne. Die Liebe hat Vergnü„gen von einer andern Art; ich wollte dich „lieben, und du zwingst mich, dich zu hassen.„ Hier floßen ihre Thränen häufiger. Ich wurde dadurch bewegt: diese mir ganz neue Sprache war ein feuriger Pfeil in meine Seele, der sie reinigte, und alles Irrdische darinnen verzehrete. Seit diesem Augenblicke brannte ein Feuer in mir, reiner als die Sonne.

Caliste wußte mir alle Feinheit einzuflößen, worüber sie so eifrig war. Diese Feinheit, dieser natürliche Ausdruck ihrer Unschuld, verschönerte sie in meinen Augen. Sie erweitert mein Glück, indem sie unsern Umgang desto reizender macht, je tugendhafter er ist, und von uns die Furcht und die Gewissensbisse, die ihn vergiften könnten, entfernet.

Wie wuchs meine Liebe, als ich die unermeßlichen Reichthümer in Calistens Seele entdeckte, von denen unsre Reize nur ein leichtes Gemälde sind. Ihre geringsten Liebkosungen sind mir kostbar: denn ich erhalte sie von der Liebe. Amor, dieses unschuldige Kind, welcher mit unserm Vergnügen so haushälterisch umgeht, daß sie mit jedem Augenblicke

blicke zu wachsen scheinen; Amor ist es, der über alle unsere Tage neue Wollust ausstreut. O wie süß ist es, zu lieben, und geliebt zu werden!

Amor, Amor, bescheidener Zeuge der Entzückung, die du uns einflößest, reinige meine Zunge, und laß mich deine Geheimnisse erzählen; oder komm, und mahle uns selber mit wahren Farben die sanfte Frölichkeit, worinnen zwey Seelen, die sich in einander verlieren, alle Vergnügungen schmecken, deren ein Sterblicher fähig ist; die zärtlichen Entzückungen, wenn das Herz in Freude zerschmelzt; diese wunderbare Uebereinstimmung der Empfindungen; diese Harmonie des Verlangens, mit welchem ein Liebhaber sich nur im Gegenstande seiner Zärtlichkeit liebt, und das nur will, was ihm gefallen kann; gegenseitige Achtungen, wechselsweise Aufmerksamkeit, den süßen Kummer der Abwesenheit, den Reiz der Zurückkunft, den noch weit größern Reiz, sich immer mit neuer Zufriedenheit zu sehen; und über alles dieses noch das schmackhafte Vergnügen, um seiner selbst willen geliebt zu werden; ein Vergnügen, das den Unheiligen, die den Fahnen der ausschweifenden Liebe folgen, unbekannt ist.

Die Mägdchen zu Milet.

Nach dem Plutarch.

Die Einwohner zu Milet hatten einstmals den Kummer, ihre Töchter mit einer so außerordentlichen Krankheit behaftet zu sehen, daß man sie, da man die Ursache davon nicht entdecken konnte, als eine Würkung vom Zorn der Götter ansah. Es war eine Art von lethargischer Schlafsucht, deren sie sich nicht erwehren konnten. Mitten in Festen, und in der Freude einer unschuldigen Lustbarkeit überfiel sie plötzlich eine gewaltige Lust, zu schlafen, welcher sie wider Willen nachgaben. Dieser Schlaf dauerte lange: aber das Erwachen war entsetzlich Sobald sie erwachten, brannten sie für heftigem Verlangen, sich aufzuhängen; und viele kamen vom Verlangen zur That. Thränen, Bitten, Vorstellungen ihrer Aeltern, das Zureden ihrer Freunde, und sogar ihrer Liebhaber, nichts konnte sie hindern, das traurige Vorhaben wider sich selbst ins Werk zu richten. Die Aerzte wur-

den

den wegen dieser seltsamen Krankheit zu Rathe gezogen; allein sie hatten kein tüchtiges Mittel wider diesen hartnäckigten Lebensüberdruß. Ein Miletischer Einwohner, ein verständiger Mann, machte endlich diesen traurigen Auftritten ein Ende. Er wußte, wieviel Schamhaftigkeit diese keusche Mägdchen hatten, und wendete folgendes Mittel an. In einer gehaltenen Rathsversammlung sagte er, daß man, um den Fortgang des Uebels aufzuhalten, nothwendiger Weise ein Edict geben müsse, worinne befohlen würde, daß alle Mägdchen, die sich hängen würden, ganz nackend auf den Markt geworfen, und in diesem Zustande dem Anblick aller Leute ausgesetzt bleiben sollten. Auf die Bekanntmachung dieses Edicts folgte eine plötzliche Würkung, und benahm den jungen Mileterinnen auf immer die Lust, sich zu hängen. So wenig sie sich auch für den Schmerzen eines gewaltsamen Todes fürchteten; so konnten sie doch nicht den Gedanken ertragen, daß sie nach ihrem Tode sollten nackend ausgestellet werden. Die Schamhaftigkeit überwog ihre hefftige Begierde zu sterben.

Erster Brief;
über
die Stärke und Herzhaftigkeit der Damen.

Mein Herr,

Ich glaube, daß Ihr Brief bestimmt ist, uns an der Ungerechtigkeit des Vorurtheils zu rächen, und uns die Eigenschaften wieder zu geben, die es uns unbillig abschlägt. In dieser Ueberzeugung nehme ich mir die Freyheit, Ihnen bey unsrer Wiedereinsetzung in alle unsere Rechte zu helfen. Ich will von der Stärke und Herzhaftigkeit der Frauenzimmer reden. Herr Rousseau, dieser mehr beredte als wahre Philosoph, dieser Mann, welcher anderer seltsame Meynungen eben so anfeindet, als er die seinigen verabgöttert, soll mir Gelegenheit dazu geben. Er gesteht zwar ein, daß es den Frauenzimmern nicht am Muth fehle; daß sie die Ehre dem Leben vorziehn; daß sie sich wacker schlagen, wenn sie einmal anfangen: aber, setzt er hinzu, dies Geschlecht hat das Unglück, daß es die Beschwerden des Krieges, und

und die Strenge der Witterung nicht ertragen kann: denn wir wären natürlicher Weise schwächer, als die Mannspersonen; außer Stande, ihre uns allzumühselige Lebensart anzunehmen, und schlechterdings zu ihren Arbeiten untüchtig. Daher nun schlüßt er, daß die Natur ein eingezognes und häusliches Leben uns auferlegt habe.

Wenn man von dem gegenwärtigen Zustande unsrer Kräfte auf die Absichten der Natur und unsre ursprüngliche Bestimmung schlüßen will, so ist der Anschein wider uns: allein, nichts ist unsichrer, als dergleichen Anschein, der uns auf mancherley Abgeschmacktes bringen würde. Herr Rousseau, der so lange schon den anfänglichen Menschen gesucht, und, um ihn zu finden, den heutigen Menschen von allen empfangenen Zuwächsen, von seinen angenommenen guten oder bösen Eigenschaften, und den außerordentlichen Veränderungen, die er erlitten, zu entblösen angefangen hat, hätte sich in Ansehung unsrer eben so betragen, und weder bey den wunderseltsamen Veränderungen, welche der Verlauf der Zeit uns hat erfahren lassen, stehen bleiben, noch die Zärte des Temperaments, als etwas zu unserm Wesen gehöriges, ansehen

sollen,

sollen, welche doch das Werk der Erziehung und vielleicht der Bosheit der Männer ist.

Die Weiber befahlen zu Lacedämon, nicht etwa aus dem Grunde, daß diejenigen, welche die Menschen hervorbrächten, sie auch beherrschen müßten, sondern aus der besondern Hochachtung, die man daselbst für das Genie und die Fähigkeit unsers Geschlechts hatte. Dieses Volk, welches allzeit tugendhaft blieb, weil es allzeit seine alte Rauhigkeit beybehielt, machte sich von der Klugheit der Weiber einen hohen Begrif; und diese hatten bey tausenderley für das Wohl der Republik wichtigen Gelegenheiten so viel Urtheilungskraft und durchdringenden Verstand gezeigt, daß man daselbst nichts ohne ihren Rath beschloß. Sogar in Athen, der Schule der Weisheit, und dem Sitze der Künste, fragte man die Weiber in den bedenklichsten Umständen um Rath, und ihrer Meynung wurde allemal gefolgt *.

Sie

* Dieses alles ist mehr beredt, als gründlich. Weder zu Athen, noch zu Lacedämon hatten die Weiber eine so unumschränkte Gewalt. Es würde auch dem Wohl der ganzen Welt schädlich seyn, wenn die Weiber Herren seyn dürften. Ihre Bestimmung beruft sie zu einem

Sie werden mir die Gefälligkeit vergeben, mit welcher ich diese und die folgende Dinge vorbringe. Es ist dieses eine Entschädigung, welche uns in Ansehung derjenigen Erniedrigung gehört, worinne Ihr Geschlecht das unsrige erhält.

Die berüchtigte Königin, die die Weisheit Salomonis zu bewundern kam; Semiramis bey den Assyriern; Elisabeth, Königin in Engelland; und so viele andere, haben es zweifelhaft gemacht, ob es einem Staate vortheilhafter sey, wenn es von Männern, oder von Weibern regieret würde.

Man will freylich schwer glauben, daß eine Gesellschaft Weiber ohne einen Mann habe lange bestehen, weitläuftige Unternehmungen anfangen, und Krieg mit glücklichem Fortgange führen können. Unterdessen behaupten doch die Amazonen, daß ihre Republik vier tausend Jahr gedauert hätte. Sie begaben sich an gewissen Tagen an ihre Gränzen.

einem immer schwachen, kränklichen und unvollkommenen Zustande, welcher sich nicht mit der Aufsicht und Herrschaft verträgt. Die Frauenzimmer werden am besten thun, wenn sie nächst dem Anfange der Bücher Mosis, sich an obige fünfte Abhandlung der Erziehung halten.

zen. Die benachbarten Völker, die diese Gewohnheit wußten, kamen dahin. Diese Zeit, die man mit Recht eine Art von Carneval nennen kann, dauerte acht bis zehn Tage. Man opferte dann der Venus. Auf diese Art bevölkerten sie ihren Staat, indem sie blos die Mägdchen behielten, und die Knäbgen den Vätern zurückschickten.

Einige wollen, daß es nur eine Gesellschaft von Männern und Weibern gewesen wäre; doch also, daß diese so gut, wie jene, Krieg geführet, und die Verrichtungen, Aemter, und Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten mit ihnen getheilt hätten. So war es bey den Sauromaten, einem Scytischen Volke, wo das weibliche Geschlecht herrschte: sie hatten ein Gesetz, vermöge dessen kein Mägdchen heyrathen durfte, wenn es nicht verschiedene Männer aus feindlichen Landen getödtet hatte. Allein, man kann die Republik der Amazonen nicht streitig machen, ohne die stärksten historischen Zeugnisse zu verwerfen; und man müßte sogar Ursache angeben, wie jene Tradition auf uns gekommen sey.

Da sich der Mann eine Oberherrschaft allein anmaßte, welche er mit seiner Gehülfin theilen sollte, so wollte er sie auch in ein häus-

liches

liches Leben einschränken. Er spricht, die Natur schreibe es also vor, und man glaubt ihm treuherzig auf sein Wort. Er fieng also damit an, dem Weibe alle Leibesübung unter dem Vorwande zu untersagen, daß ihr dieses die Beschwerlichkeiten erspare, und ihre Schönheit erhielte. Das Weib gab seinen Absichten entweder aus Gefälligkeit oder Eigenliebe nach. Freylich war es bequemer, ein Kind zu warten, und eine mäßige Mahlzeit zurecht zu machen, als mühsame Furchen zu ziehen, oder wilde Thiere, mit Gefahr, von ihnen verschlungen zu werden, zu jagen. Man gewinnt Kräfte, wenn man sie übt; und sie verlieren sich in der Unthätigkeit. Ein weiches und wenig arbeitsames Leben mußte nothwendig ihrer anfänglichen Leibesbeschaffenheit schaden, den Leib schwächlicher, die Muskeln schlaffer machen, und in alle Glieder eine beträchtliche Schwäche bringen, welche ein sittliches Verderbniß war *. Heutzutage betrachtet

* Alles dieses liegt in ihrer Natur. Die ersten Männer waren nicht so boshaft, noch so listig, die es Mittel zu erfinden. Die Verfasserin hätte doch Frauenzimmer ansehen sollen, welche so za t nicht gewöhnt sind, sondern zu allen männlichen Arbeiten auf dem

trachtet man es als ein Werk der Natur, um uns zu überführen, daß wir, ihren Gedanken nach, uns auf die friedlichen Sorgen des Hauswesens und der Wirthschaft einschränken sollen †. Dieses Verfahren ist nicht vernünftig.

Die Künste sind entstanden;. der Luxus ist angewachsen; die Weichlichkeit hat in gleichem Verhältnisse mitwachsen müssen; und die Regierung des Hauswesens, so ruhig sie auch seyn mag, ist sogar beschwerlich geworden: diese gänzliche Unthätigkeit hat uns vollends verzärtelt, und uns das wenige, was wir noch an Kräften hatten, genommen. Also sind wir zur äußersten Blödigkeit gelangt; wir haben sogar den Gebrauch unsrer Füsse verlohren, welche nicht mehr Stärke genug haben, zu gehen; unsre Arme sind uns auch in

dem Lande angehalten werden. Sie sind dennoch niemals so stark, als Männer, und sind ihrem schwächlichen natürlichen Zustande zu ihrer Zeit ebenfalls unterworfen.

† Man sollte meynen, die Verfasserin kenne das beschwerliche Loos der Männer nicht, daß sie es so beneidet. Der friedliche Stand der Weiber, und die Süßigkeiten einer wohlgerathenen Ehe sind allezeit, wo nicht mehr, doch allemal so viel werth, als unsre Mühseligkeiten, wodurch wir uns Ruhm und Unterhalt verschaffen.

für das geringste, eben so unnütz. Unsre ganze Beschäftigung, wenigstens in Ansehung der Weiber nach der Mode, besteht blos darinne, uns auf einem Stuhle zu zeigen.

Daraus schlüßt man, daß ein eingezogenes und häusliches Leben uns allein zukömmt. Diesem setze ich einen sehr einfachen Schluß entgegen.

Der größte Theil der jungen Mannspersonen, und eine große Anzahl der alten, sind eben so sehr, wo nicht noch weit weibischer, als wir: sie haben ebenfalls ihre Schminke, ihren Putztisch, Pompons, Pomaden, Parfum, Schminkpflästergens; kurz, alle Anlockung der Buhlerey: und alles dieses beschäftiget sie eben so, wo nicht noch mehr, als uns. Sie haben ebenfalls ihre Magenbeschwerungen und ihr Kopfweh; sie fürchten sich für Wind und Regen; die Sonne brennt sie; der geringste Frost ist ihnen unerträglich; sie müssen Muff und Rauchfutter haben, um ihre zarten Glieder gegen den Anfall der Luft zu verwahren. Ein Nichts macht sie sterbenskrank. Vor zwey Tagen sahe ich einen unserer heutigen Helden, der über den Anblick

einer Spinne ohnmächtig ward: er hatte einen Widerwillen gegen dieses Thier.

Wollte man wohl von dieser Probe auf das ganze Geschlecht schlüßen? Wollte man wohl vorgeben, daß diese ausgearteten Menschen mit dieser Zärtlichkeit, mit dieser Niederträchtigkeit, und diesem Geschmack an der Trägheit, der sie characterisirt, geboren würden? Man müßte alsdann auch bekennen, daß ihnen die Natur eine Lebensart, so wie wir sie führen, auferlege. Aber nein, man hält es für ein Gebrechen der Erziehung, welche das robusteste Temperament entkräften kann. Warum will man aber in Ansehung unserer anders schlüssen? Ist wohl jemals ein Schluß so offenbar falsch gewesen?

Man betrachte nur, um die Ungerechtigkeit einzusehen, die Wilden, welche Gebirge und Wälder bewohnen. Bey ihnen ist die grobe Natur dennoch wahr: und bey ihnen ist kein Geschlecht von dem andern an Stärke unterschieden. Sie haben beyderseits einerley Lebensart, einerley Arbeit, einerley Beschwerden; die Weiber streiten sowohl, als die Männer, gegen die Grausamkeit der Tieger und Bären, die sie anfallen; sie ertragen mit glei-

cher

cher Standhaftigkeit die Hitze des Hunds-sterns, und alles Eiß und Reif, was der Winter hat. Siehe da die Natur und ihre Absicht! †

Ich werde hiermit meine Untersuchungen und Betrachtungen über die Stärke und Herzhaftigkeit der Damen nicht einschränken. Wenn Sie erlauben, so werde ich in einem zweyten Briefe zu vollenden suchen, was ich in diesem nur obenhin entworfen habe.

Ich bin ꝛc.

Paris, den 4. März
1764.

Ihre ergebene Dienerin
D. L. F.

† Ohnerachtet alles dessen, welches zum Theil aus einer härtern Erziehung kömmt, wird dennoch das weibliche Geschlecht, im ganzen zur Herrschaft der Welt, wozu ein vollkommnerer Stand gehört, nicht tüchtig werden: und eine herzhafte Frau ist so eine Abweichung von der Regel der Natur, als es der obbeschriebene Poltron in seiner Art war.

Zweyter Brief
über
die Stärke und Herzhaftigkeit
der Damen.

Mein Herr,

Ich hätte große Lust, zu glauben, daß wir von Seiten der Kräfte besser begabt sind: denn es ist nicht erwiesen, daß die Männer allein, mit Ausschluß der Frauenzimmer, Krieger und Seefahrer haben seyn sollen. Es ist aber unstreitig, daß die Weiber allein ihre Kinder neun Monate lang tragen, und sie unter den schärfsten Schmerzen zur Welt bringen: eben so gewiß ist es, daß wir ein Uebergewicht von Kräften haben müssen, um die Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft zu ertragen, und nicht unter den Schmerzen der Geburt zu erliegen †.

Man

† Gesetzt auch, daß hierzu Kräfte gehörten, da doch nur eine dauerhafte Leibesbeschaffenheit zum Leiden gehört; so würden diese Beschwerlichkeiten dennoch ihre ganzen Kräfte erfor=

Man eröffne die Geschichtsbücher der Welt. Ich sehe ein Volk von Weibern, welches Antiopen, die Theseus entführt hatte, rächet, mit einem mächtigen Monarchen Krieg führet, und in der Folge mit gleicher Herzhaftigkeit eben diesem Könige, den sie um Friede zu bitten gezwungen hatten, zu Hülfe kamen.

Zu Sparta gewöhnte man die jungen Lacedämonierinnen zu den Uebungen des Krieges, des Ringens, und des Wettrennens. Man lehrete ihnen, mit der Pike umzugehen, ein Pferd zu bereuten, und den Wurfspieß zu schwenken.

Zu Rom war in den Kampfspielen kein Unterschied zwischen Männern und Weibern, beyderseits waren gleich eifrig, und dieser Eifer vermehrete sich, wenn man wider die Feinde

erfordern, und der Verwaltung der Herrschaft entziehen, bis sie nicht mehr schwanger oder säugend wären. Wer aber soll die Zwischenzeit besorgen? Eine vollkommene Frau aber kann nach dem Laufe der Natur in 4 Jahren 5mal gebären, und ist also nur während dieser Zeit 3 Monate eigentlich gesund.

des Staats stritte (a). Die Liebe zum Vaterlande belebte die römischen Damen: sie griffen zum Waffen, und wurden Soldaten. Dieser erste Schritt wurde durch hundert Wunderwerke der Tapferkeit unterstützt. Im heftigsten Handgemenge zersprungen ihnen im Schusse die Sehnen am Bogen: sie rissen sich die Haare aus, um neue Sehnen daraus zu machen. Haben die Männer wohl jemals schönere Beyspiele der Herzhaftigkeit gegeben?

Man sage also ferner nicht, daß wir, nach allen Anzeigen der Natur, das Haus hüten, uns auf die Erziehung unserer Kinder in ihrem ersten Alter einschränken, und die Arbeiten unsrer Domestiken anordnen müßten (b). Man sage nicht mehr, daß wir weder genug Geist, noch genug Leibeskräfte hätten,

(a) Tacitus, Sueton, und andere erzählen, daß man die römischen Damen gar oft in Kampfspielen gesehen habe. Kayser Severus verboth diese Gewohnheit. Sie kleideten sich nach ihrem Belieben, als Mann, oder als Weib; jedoch hatten sie während des Kampfes die rechte Brust entblößet.

(b) Die Spanier haben ein Sprichwort, daß einer Frau, wie einer Henne, ein Bein gebrochen seyn sollte, damit sie sich nicht vom Hause entfernen könnte.

Anmerk. der Verfasserin.

hätten, um die Staatsangelegenheiten zu führen, Krieg und Frieden zu besorgen, die Gerechtigkeit zu handhaben, ungemeßne Meere zu durchschiffen, und an dem Ende der Erde Reichthümer zu suchen, die einem andern Clima zugetheilt sind. Die Vernunft stimmt hierinne mit der Erfahrung überein, und zeigt genugsam, daß wir alles dieses thun können; daß diese ungleiche Vertheilung der Würden (die dem einen alles giebt, und uns zum dümmsten Müßiggange bringt) die Frucht von dem Ehrgeize des einen Geschlechts ist, welches das andere allezeit beneidet.

Wir haben das Reich der Schönheit, und dafür hat man uns das Reich der Stärke und der Wissenschaft nehmen wollen. Hätten wir nur die Gesetze gemacht, so würden die Dinge eine ganz andere Gestalt gewonnen haben: wir würden auf dem Throne sitzen, wir würden die Männer richten, man würde uns sogar an der Spitze der Armeen sehen; und vielleicht würde es deswegen in der Welt nicht schlimmer zugehen.

Kurz, ist es nicht erstaunend, Weiber zu sehen, die sich gegen das beynahe allgemeine Vorurtheil, und wider den Gebrauch so vieler Jahrhundert setzen, so zu sagen neu-

entstehen, und den ursprünglichen Muth, den eine träge Kindheit hätte vernichten sollen, wieder finden, um sich in aller männlichen Obergewalt zu zeigen? Weiber zu sehen, welche plötzlich an einen listigen Hof kommen, ohne daselbst fremde zu scheinen; das Verhalten daran erforschen; den Ton desselben annehmen; sogar Gesetze daselbst geben, und die Bewegung zu werden, welche alle Triebfedern der politischen Machine ins Spiel bringet? Weiber zu sehen, die einen Krieg mit heldenmüthigem Entschlusse unternehmen, ihn mit der Geschicklichkeit des größten Generals führen, ihn als Sieger fortsetzen und beendigen; wichtigen Unternehmungen sich unterziehn, und darinnen mit der Klugheit eines erleuchteten Ministers, und mit dem Ruhme eines tiefen Staatskundigen glücklich fortkommen?

Wir haben gegenwärtig in Europa zwey große Reiche, welche durch Damen, die man unter die größten Könige setzen kann, regieret werden. Man erkennet an ihnen, unter den Zügen ihres Geschlechts, die großen Eigenschaften Carl des Fünften, und Peter des Großen.

Dieses

Dieses sind also Wunder, welche die Natur, die stärker, als die Mode ist, von Zeit zu Zeit hervorbringt, um uns an den ungerechten Vorwürfen der Männer zu rächen.

Giebt es nicht auch in Mingrelien kriegerische Weiber, welche öfters Streifereyen in Moskau thun, und sich den Tartarn, deren Joch sie abgeworfen haben, fürchterlich machen?

Ich glaube, mein Herr, dieses wird genug seyn, um denen das Maul zu verstopfen, die uns sehr ungerecht eine Schwachheit vorwerfen, wozu sie selber uns verdammt haben.

Ich bin rc.

Paris, den 11. März
1764.

Dero

D. L. F.

Brief
einer jungen Dame, über das Lächerliche der alten Weiber.

In der That, mein Herr, ich finde mich in die alten Leute nicht. Man sagt, das Alter sey die Zeit der Weisheit und der Ueberlegung. Ich weiß nicht, was ich davon glauben soll: aber das Verfahren der alten Weiber ist nichts weniger, als weise. Das erste, was mich verdreust, ist die tyrannische Autorität, die sie sich über uns herausnehmen. Alle unsre Moden mißfallen ihnen, weil sie sich nicht mehr für sie schicken. Wir thun keinen Schritt, den sie nicht mißbilligten, weil es ihnen der Wohlstand nicht mehr erlaubt, sich mit uns zu belustigen. Alles ist an uns Laster, Leidenschaft, oder Buhlerey; und an ihnen ist alles Tugend. Man sollte sagen, sie wüßten von den Schwachheiten der Menschlichkeit nichts, oder sie hätten sie niemals erfahren; so strenge begegnen sie uns! Sie beneiden uns unser Vergnügen, weil sie es nicht mehr genüßen können: und ich wette, daß zur Feenzeit die alten Prinzessinnen

sinnen Gelübde thaten, daß unsre Reize sich enden möchten, weil ihre verloschen waren. Bey der Traurigkeit und Melancholie des Alters können sie die Frölichkeit und Lebhaftigkeit unsrer Jugend nicht ertragen. Thun wir den Mund nur auf, so betäuben wir sie. Lachen wir, so zerbrechen wir ihnen den Kopf. Das geringste heimliche Reden giebt ihnen Verdacht. Ich wollte lieber jung sterben, wenn ich in meinem Alter so wenig Vernunft haben sollte. Diese ehrlichen Leute haben mich recht mißvergnügt gemacht. Da sie gezwungen sind, der Natur in dem, was sie verdrüßliches hat, zu folgen: so widersetzen sie sich mit aller Macht dem, was sie sanftes und angenehmes hat.

Noch weit mehr hasse ich diejenigen, welche, wenn sie aufs Alter losgehen, sich der Andacht allein widmen. Der Vorsatz ist löblich, wenn sie ihn aus guten Gründen ergriffen hätten, um die Gesellschaft von ihrer Person, die ihr nur überlästig seyn kann, zu befreyen. Allein, sie wollen, daß man es ihnen Dank wisse; und hieran, glaube ich, haben sie Unrecht. Ich habe immer sagen hören, daß die Andacht alten Leuten so natürlich sey, als die Liebe zum Vergnügen der Jugend ist. Beydes

hängt

hängt von Beschaffenheit der Organen und des Temperaments ab. Die lebhafte Jugend, leichtsinnig, hitzig, ganz Geist, verbreitet sich auswärts, und überläßt sich gänzlich äußern Gegenständen. Im Alter ist die Empfindung abgenützt, die Seele zieht sich zurück, schränkt sich ein, und concentrirt sich in sich selber, weil sie die äußern Gegenstände fast gar nicht mehr rühren. Es ist eine glückliche Nothwendigkeit für sie, daß sie nur in der Einsamkeit und am Fuße des Altars Trost findet. Unterdessen aber ist es doch immer eine Nothwendigkeit, welches den Preis dieser Absonderung von der Welt gar sehr vermindert. Alte Weiber unterlassen das Vergnügen; sie sind unfähig, das Angenehme daran zu schmecken, und verlassen sie: wahrhaftig eine mächtige Kraft der Tugend, und ein wichtiges Recht auf unsre Hochachtung! Wenn man das thut, was man muß, so läßt man höchstens sich selber Gerechtigkeit wiederfahren. Dieses alles wohl betrachtet, haben sie so groß Unrecht nicht: denn der Mangel an Tugend macht, daß man den Leuten doch von dem Guten, was man aus Zwang thut, Rechenschaft geben will.

Jedoch noch weit lächerlicher ist die ungemäßigte Begierde, immer jünger zu scheinen,

welche

welche fast alle alte Weiber beherrscht, mit denen es zum Ende geht. Sich der Welt zu entziehen, wenn man darinnen nichts mehr nütze ist, darinnen liegt, wie ich schon gesagt habe, kein großes Verdienst: allein, wenn eine abgelebte Frau dennoch sich für fähig hält, in einer Versammlung junger und munterer Schönen zu glänzen, das ist die höchste Narrheit, und die größte Ausschweifung, wozu der weibliche Geist nur immer fähig seyn mag. Unterdessen ist diese Ausschweifung nicht selten: soviel Hang haben wir zum Uebertriebenen! Rica schrieb hierüber einen artigen Brief an Usbek. †

Ich schäme mich, mein Herr, daß mein Geschlecht immer thörichter sich bezeugt, je älter es wird, und daß man die größte Narrheit in den reifsten Köpfen findet. Ich wiederhole es mit Aufrichtigkeit meines Herzens, daß, wenn ich im achtzigsten, sechzigsten, oder vierzigsten Jahre so eitel und so lächerlich seyn sollte, ich lieber mit dreyßig Jahren sterben wollte.

Ich empfehle mich Ihnen, und bin ꝛc.

Die

† Siehe die persianischen Briefe des Herrn von Montesquiou.

Die drey Freundinnen,
und
die drey Brüder.

Eine moralische Erzählung.

Lucie, Aglaja, und Zulmis liebten sich von Kindheit an: ihre Aeltern waren Nachbarn und Freunde zusammen; sie hatten in einem Kloster einerley Erziehung genossen. Seitdem sie daraus gekommen waren, hatten sie keinen Tag zugebracht, ohne sich zu sehen, und einander die Versicherungen der zärtlichsten Zuneigung zu erneuern. Die Vernunft machte, so wie sie an Alter zunahmen, auch das Werk des Instinkts vollkommner, und zog die Banden der Sympathie, die sie vereinigten, noch genauer zusammen. Rührende Liebkosungen, unschuldige Spiele, abwechselnde Vertraulichkeiten erlaubten keinem Verdruße, die Heiterkeit ihrer schönen Tage zu verdunkeln. Alle ihre Augenblicke waren vertheilt. Bald beschäftigten sie sich mit Tänzen, welche die Grazien selbst billigten; bald übten sie ihre Stimme, verbesserten die Fehler darinne, und brachten die Annehmlichkeiten zur Vollkommenheit.

Vom

Vom Neid entfernt, treiben sie die Uneigennützigkeit so weit, daß sie einander mit alle dem schmückten, was den Glanz ihrer Schönheit erheben konnte. Alle drey giengen in das funfzehnte Jahr, und ihre Freundschaft schien unvergänglich zu seyn, als Damis, Arist und Timur sich ihren Augen darstelleten.

Dieses waren Brüder. Ihre Aeltern hatten sich Mühe gegeben, den Keim der Empfindung, welchen die Natur in ihre Herzen gepflanzt hatte, zu entwickeln; und bis itzt hatte noch nichts die Zuneigung, die darinnen geboren war, verändern können. In diesem Alter, wo man, um zu lieben, nur einen liebenswürdigen Gegenstand sehen darf, erklärte sich Damis für Lucien, Arist für Aglajen, und Timur für Zulmis. Sie wurden erhört; es gefiel der Liebe, sie mit ihren Gunstbezeugungen zu überhäufen, um sie für diejenigen Martern, die ihnen diese grausame Gottheit zubereitete, empfindlicher zu machen.

Die Begierde zu gefallen, unterließ nicht, der Freundschaft zu schaden. Man fragte jetzt nicht mehr die gute Freundin über die Wahl eines Bandes, oder die Art, eine Zitternadel zu stecken, um Rath. Man ertheilte keinen Rath, den die Arglist nicht eingegeben hätte.

Zulmis

Zulmis war brunet, Aglaja beredete sie, Schminkpflästergen aufzulegen. Lucia ist blond, Aglaja und Zulmis versichern sie einstimmig, daß ihr das Weiße ungemein wohl läßt. Sie schmeckten nicht mehr den ruhigen Reiz, den Vertraulichkeit und Tugend verschaffen, und sahen sich nicht mehr mit der lebhaften Zuneigung an, die sie mit einer heilsamen Nacheifrung entflammte. Ihre Ohren waren den verführerischen Reden eines Liebhabers offen, und wurden nicht mehr von den unschuldigen Gesprächen gereizet, die das Vergnügen ihrer Kindheit gewesen waren. Sie verstellten sich ohne Grund, und furchten sich ohne Ursache. Ließ Damis einen Blick auf Aglajen fallen, so wurde Lucia blaß, und Arist murrete darüber, Diese niedrige und schandbare Leidenschaft, die wir mit dem Titel der Feinheit zieren, und die mehr aus unsern Ideen, als aus unsern Empfindungen entspringt, die Eifersucht, zerreißt alle Banden, die die Freundschaft geknüpft hat.

Damis war der älteste, und sollte zuerst eine Heyrath thun. Er unterließ nichts, um Lucien zu einem günstigen Entschluß zu bringen, und bediente sich bey ihren Aeltern mächtiger Empfehlungen, um ihre Hand zu erhalten,

sobald

sobald sie ihm ihr Herz würde gegeben haben: Unterdessen eilte diese junge Person nicht, die Worte zu sagen, die ein über sein Ansehen eifersüchtiger Vater bis zum Verlöbnistage untersagt. Ich liebe Sie, ist in der That ein furchtbarer Ausdruck! Ein Mägdgen, das noch nicht seine ganze Bedeutung einsieht, kann sich doch nicht enthalten, zu erröthen, wenn sie ihn ausspricht. Glückliche Liebhaber, habt ihr ihn zum erstenmal hören können, ohne für Vergnügen zu sterben?

Damis hatte ihn noch nicht gehört: er bildete sich ein, daß Aglaja die Macht, die er ihr über das Herz ihrer Freundin beylegte, gern anwenden würde, um sie zu diesem gewünschten Geständnisse zu bringen. Er besuchte sie in dieser Absicht. Ihre Mutter war bey ihr; Damis fand keine Schwürigkeit, beyde dahin zu bewegen, und sie versprachen ihm alles, was er verlangte. Es war Zeit in die Oper; sie wollten hinein gehen, und Damis konnte nicht umhin, sich zur Begleitung anzubieten. Es wurde angenommen, und ob er sich gleich damals wenig um das Schauspiel bekümmerte; so war er doch aus Wohlstand verbunden, hinein zu gehen, und darinnen zu bleiben.

Der erste Gegenstand, der ihnen in die Augen fiel, als sie in den Saal traten, war Arist, im Parterre. Er blieb nicht da, sobald er sie erblickte. Aglaja hatte ihm erschrocken, und sein Bruder bestürzt geschienen: die Ursache davon war die Art, womit er sie grüßte. Allein, er glaubte nicht, das Aufgebrachte in seiner Seele, und die aufrührerische Bewegungen, die sich plötzlich darinnen erhoben, so offenbar verrathen zu haben. Sein erster Vorsatz war, zu seiner Geliebten zu gehen. Sein böser Genius aber hielt ihn an der Thüre ihrer Loge auf, und ohne seinen ungerechten Verdacht sich selber zu gestehen, fieng er an, zu horchen, als wenn er wegen irgend eines heimlichen Anschlages sich zu unterrichten hätte. Empfindungsvolle Ausdrücke, die er hörte, und die Hitze, mit welcher Damis Aglajen unterhielt, ließen ihn nicht zweifeln, ob sein Bruder sein Nebenbuhler wäre; da es ihm doch nicht einmal in den Sinn kam, von der Liebe zu reden, die er für dessen Geliebte empfände.

Damis ließ es nicht bey wiederholten Versicherungen bewenden, die er von Aglajen und ihrer Mutter erhalten hatte. Gegenstände, die wir mit der Hitze unsrer Begierden ansehen, scheinen uns mit Hindernissen und Schwürigkeiten umringt zu seyn. Es scheint

uns, als ob wir niemals dazu gelangen würden: wir fürchten, sie möchten uns entwischen, wenn wir ihnen am nächsten zu seyn glauben: unsre verwirrte Einbildungskraft nimmt furchtbare Ströme vor uns wahr, da wir doch nur kleine Bäche zu paßiren haben. Der immer unruhige und zitternde Damis nahm seine Zuflucht zu Zulmis und zu ihrem Vater, welcher über Luciens Vater viel vermochte. Er begab sich zu ihm, als gleich dieser Vater im Begrif war, mit seiner Tochter aufs Land zu reisen. Es war einer von den gefälligen Männern, die, wie man insgemein spricht, das Herz auf den Lippen tragen. Er fand Damis nach seinem Geschmack, und trug ihm seine Freundschaft an, mit der Bedingung, daß er ihn begleiten, und etliche Tage, die er außer Paris zubringen müßte, bey ihm bleiben sollte. „Ich „werde Zeit haben, Sie kennen zu lernen, „sagte er, und dieses ist mir nothwendig, wenn „ich nach Ihrem Wunsche recht eifrig zu Ihrem Vortheile arbeiten soll.„ Dieses Anerbieten war so dringend und so vortheilhaft, daß es Damis ohne Anstand annahm.

Sie stiegen in den Wagen, und nahmen ihren Weg über den Wall. Timur gieng auf demselben spazieren, mit seiner werthen Zulmis ganz beschäftigt. Er war erstaunt und belei-

digt, sie mit Damis im Wagen zu sehen. Er lief alsbald in Zulmis Haus, wo ein geschwätziger Thürhüter seinen Schmerz durch Reden vermehrte, die ihm zu dem Argwohn Anlaß gaben, daß sein Bruder insgeheim sein Nebenbuhler wäre. Timur war zum Unglück von Natur eifersüchtig. Das Verbrechen seines Bruders, und Zulmis Untreue wurde von diesem Augenblicke an in seinem Herzen würklich.

Eben dieser Thürhüter, dessen albernes Geschwätz gut bezahlt wurde, nahm es auf sich, der Zulmis einen Brief einzuhändigen, den Timur sogleich schrieb. Sie fand sich gerecht, von der Schärfe des Styls und der Vorwürfe, die sie nicht verdiente, beleidigt, und ergriff den Weg, der für einen Liebhaber der grausamste ist, nämlich zu schweigen. Timurs Zweifel wurden alsdann gewiß; ein heftiger Haß folgte auf seine zärtlichste Liebe. Diese Veränderung war allzugeschwind, als daß sie hätte wahr seyn sollen: jedermann, außer er nicht, würde daran gezweifelt haben. Ein Herz, das nicht mehr liebt, ist zum Hasse nicht fähig; es kennt blos Gleichgültigkeit oder Verachtung. Unterdessen ward er doch durch diese augenblickliche und trügliche Empfindung hintergangen, und überredete sich, er könne Zulmis vergessen: er that noch mehr, er glaubte, er könne dagegen

eine andere lieben. Lucia hatte Reize; sie war, in seinen Gedanken, von einem flatterhaften Liebhaber betrogen; ihr Zustand schien, wie er sich vorstellete, dem seinigen vollkommen gleich. Es war zu vermuthen, daß sie durch ihr Unglück sich einander nähern, und beyde die Nothwendigkeit, sich zu lieben, fühlen würden. Also wurde Lucie der Gegenstand seiner Wünsche, und es stand nur bey ihr, sie zu krönen, und dadurch sich sowohl, als Timurn, der Annehmlichkeiten zu berauben, die sie in einer andern Verbindung gehofft hatten. Dieser Liebhaber kränkte sich gar nicht, daß er beständig abschlägliche Antwort erhielt: er erkannte den eigentlichen Zustand seines Herzens. Die Rasereyen der Eifersucht plagten ihn heftiger, als jemals; er brannte für Begierde, sich zu rächen; und in der Ausschweifung seiner Hitze sann er auf die blutigsten Anschläge wider das Leben eines Bruders, das er zu andrer Zeit mit Aufopferung des seinigen erkauft haben würde.

Arist war in keiner ruhigern Verfassung. Ob er gleich von der Untreue seiner Geliebten keine andere Beweise hatte, als was er in der Comödie hörte; so war doch sein Herz dadurch tödtlich verwundet. Arists Charakter war Timurs seinem ziemlich gleich; sie hatten, so

zu sagen, nur einerley Art zu sehen und zu empfinden: er verhielt sich also auch in einem so ähnlichen Umstande, wie jener. Vom Verdruße geleitet, besuchte er einige Tage Aglajen nicht, statt dessen aber besuchte er Lucien fleissig, und wendete alles mögliche an, um ihr den Damis, den er ihr mit den häßlichsten Farben vorstellte, vergessend zu machen. Nachdem er nun bey ihr eine Rolle gespielt hatte, welche alle beyde ungemein beschwerte: so erschien er wieder bey Aglajen; allein der Stolz dieser jungen Schöne, der durch ihre Unschuld unterstützt war, machte, daß sie die Zeichen seiner Liebe und seiner Reue verwarf, und verpflichtete sie, ihm ihre Gegenwart zu untersagen. Dieser Befehl rechtfertigte sie keineswegs, sondern machte sie in den Augen ihres Liebhabers noch strafbarer. Der unglückliche Arist fühlte, daß alle seine Wuth wieder aufwachte, und wünschte sich nur den Zeitpunkt, in welchem sein Bruder die Würkung davon fühlen sollte.

Damis, der alles, was während seiner Abwesenheit in Paris vorgieng, nicht vorhersehen konnte, arbeitete an seinem Glücke, ohne seiner Brüder ihres zu vernachläßigen. Er wurde nicht müde, dem Vater der Zulmis gutes von ihnen zu sagen: und verdiente ihre

ganze

ganze Erkänntlichkeit, während dessen sie nur mit dem Vorsatze, ihm das Leben zu rauben, beschäftigt waren. Am Tage seiner Ankunft empfieng er drey Briefe. Der erste war von Lucien, und also abgefaßt:

„Mein Herr,

„Ich glaubte, Sie wären ehrlich genug, um „die Sprache der Betheuerungen und Schwüre „nicht anzuwenden, um mir eine Liebe, die „Sie niemals empfanden, zu schildern. Blei„ben Sie glücklich, wo Sie es seyn können, „bey der neuen Eroberung, die Sie gegen einen „Bruder gemacht haben. Diese That ist Ihrer „würdig. Ihre Familie ist bestimmt, mich „zu betrügen: Arist und Timur haben nichts „unterlassen, Sie aus meinem Herzen zu ver„treiben, gleich als ob man fremder Beyhülfe „nöthig hätte, Verräther und Meyneidige zu „vergessen. Leben Sie wohl, mein Herr, „und sehen Sie mich niemals wieder, denn „ich würde den Anblick eines Mannes, wie Sie, „nicht ohne Abscheu ertragen können.„

Man kann leicht die Würkung beurtheilen, die dieser Brief auf Damis Geist hatte. Das Lesen der beyden andern verdöppelte sein Erstaunen und seinen Schmerz. Der eine war von Aristen, er fand darinnen folgende Worte:

„Ich lebte nur für Aglajen. Aglaja war das „einzige Gut, das ich auf der Welt hatte. „Man raubt mir sie durch die schwärzeste Un„treue. Glaube nicht, niederträchtiger Räu„ber, vermöge der Rechte des Bluts unge„straft zu bleiben: du würdest diese Rechte „vergeblich anführen. Zeige mir heut Abends „den Ort und die Stunde an, wo ich dich „finden kann. Denke darauf, dein Leben zu „vertheidigen: das Glück wird bisweilen „müde, Lasterhafte zu beschützen.

Timur war der Verfasser des dritten Briefes; er war in diesen Ausdrücken abgefaßt:

„Mein Bruder, wir müssen uns die Hälse „brechen; du kanst die Wahl der Waffen, des „Ortes, und der Stunde veststellen, nur muß „es noch diesen Tag geschehen. Du hast „mir meine Liebste geraubt: dir bleibt nichts „übrig, als mir noch das Leben zu nehmen.„

Damis setzte seinen Brüdern, in der Antwort auf die beyden letztern Briefe, einerley Ort und einerley Stunde, wie sie es verlangten, an. Ihr beschuldigt mich, sagte er, sobald er sie erblickte, daß ich euch das Herz eurer Geliebten geraubt hätte: es ist mir leichter, mich über diesen Punkt zu rechtfertigen, als euch wegen der Versuche, die ihr gemacht

gemacht habt, mich bey Lucien verhaßt, und euch von ihr geliebt zu machen. Niemals muß man sich in so fremder Verfassung befunden haben, als ich. Meine Brüder verrathen mich, während daß ich mich für ihr Glück bemühe. Arist giebt mir eben das Verbrechen Schuld, wie Timur. Binnen acht Tagen soll ich meine Geliebte, die ich anbete, verlassen, Aglajen und Zulmis wechselsweise verführt, und mir das grausame Spiel gemacht haben, drey Personen auf einmal zu betrügen. Allein, überlegt es zusammen, ihr Undankbaren, was könnte mein Zweck gewesen seyn? Bin ich von diesen drey Personen gereizt? Kann ich wohl hoffen, sie zu rühren, und ihre Zärtlichkeit zu behalten? Ach, ich brenne nur für Lucien. Ohne euch würde sie meiner Liebe günstig seyn. Ist es möglich, daß euch die Eifersucht so weit verblendet, daß ihr die geheiligten Gesetze der Natur, und die Regeln der Vernunft verkennet? Was soll man nicht von einer Leidenschaft befürchten, die solche Herzen, wie die unsrigen, zum Laster treibt!

Damis hielt, da er sprach, Aristen und Timurn vest umarmt. Sie fiengen an, den ganzen Umfang ihres Unrechts einzusehen. Ihre Thränen floßen häufig; Damis wurde

davon gerührt; sie giengen alle drey zu Lucien, und fanden keine Schwürigkeit, sie von der Beständigkeit ihres Liebhabers zu überzeugen. Ihre Familie, die für Damis eingenommen war, ließ ihn in Erwartung der Verbindung nicht schmachten. Die drey Brüder und die drey Freundinnen vereinigten sich durch unauflösliche Bande. Sie leben glücklich, und denken mit Schaudern daran, daß sie durch ihre unweise Eifersucht beynahe auf immer getrennt und unglücklich gewesen wären.

Betrachtungen über die Männer.

Von der Frau D**

Die Mannspersonen sind oftmals eitel genug, sich von Frauenzimmern begünstigt zu nennen; und sie sind bisweilen aufrichtig genug, zu gestehen, daß sie von denenselben gar nicht geliebt werden, und daß sie das wahre Mittel, ihnen zu gefallen, nicht wissen. Es giebt viele, es ist wahr, welche ihr gutes Glück ihrer Großmuth, dem Eigensinn, der Schwachheit, und

fast

fast niemals den Empfindungen zu danken haben, welche das Wahre einflößen soll. Allein, was verschlägt es ihnen endlich, ob sie geliebt werden, da sie selber nicht lieben? Fast alle bleiben in der That nur bey dem Aeußerlichen eines Frauenzimmers stehen: aus dem übrigen machen sie sich so wenig, und sind von der Schwäche ihrer Einsicht so überzeugt, daß sie sich nicht einmal die Mühe geben, uns mit Kunst zu betrügen. Sie loben die Jugend an einer, die keine Annehmlichkeit mehr davon hat; sie rühmen an einer andern die Schönheit, worauf sie keinen Anspruch weiter zu machen hat; denen zu gefallen, die sie anhören, lästern sie die Abwesenden; wenn aber diese letztern erscheinen, so fällt die Larve ab, der artige Schwätzer vergißt seine Rolle, und ertheilt derjenigen, die er erst gemißhandelt hatte, die Lobeserhebungen, die sie verdient. Ich weiß, daß das Lob gefällt, und daß man alle Herzen dadurch gewinnen kann: allein, wieviel Kunst gehört dazu, um geschickt zu loben! Man muß das, was man sagt, genau abwiegen, wenn man es überreden will. Verblendet uns gleich die Eigenliebe, so erleuchtet uns doch die Vernunft, und wir wissen insgeheim zu bestimmen, was wir werth sind. Ein Frauenzimmer

zimmer darf nur aus den engen Schranken zu kommen versuchen, worinne sie ihre Erziehung einzuschließen scheint; so verschwendet man Lobeserhebungen an ihr; man erhebt sie nicht allein über ihr Geschlecht, sondern auch über die berühmtesten Schriftsteller. Wenn aber dieses nämliche Frauenzimmer, durch so schmäuchelhafte Lobsprüche beherzt, sich auf eine beträchtliche Art des Privilegiums bedient, welches jedem denkenden Wesen bewilligt ist: so würdiget man sie kaum, sie anzuhören. Man ist von der Unrichtigkeit ihrer Gründe so überzeugt, daß man ihr nur aus bloßer Höflichkeit darauf antwortet. Ey, meine Herren, seyn sie gerechter, und erkennen sie ihren Vortheil besser. Wollen sie denn die Frauenzimmer gewinnen, indem sie dieselben erniedrigen? Rühmen sie ihre Reize weniger; gestehen sie ihnen wenigstens den Menschenverstand zu: so werden sie ihnen, glaube ich, sicherer gefallen.

Hoch-

Hochzeitgebräuche
aller Völker in der Welt.

Die Heyrath ist bey allen Nationen eine feyerliche Handlung; ein Fest, das mit besondern Ceremonien begleitet ist. Die Verschiedenheit derselben ist angenehm, und man glaubt, den Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn man ihnen ein abgekürztes Gemälde davon vorlegt. Die Damen werden sich gewiß einen Gegenstand gefallen lassen, der für sie zu so viel Freudengeprängen Anlaß giebt.

Heyrath der Moskowiter.

Wenn ein junger Moskowiter heyrathen will, so eröffnet er seinen Vorsatz seiner Mutter, oder seiner nächsten Anverwandtin. Es ist ihm nicht erlaubt, zu wählen, und sich einen Gegenstand zu suchen, mit welchem er sich aus Achtung und Neigung vereinigen könne. Die Mutter, oder die Anverwandte, an die er sich gewendet hat, geht zu den andern Anverwandten, welche darüber rathschlagen; und wenn sie eine gute Parthey gefunden haben: so sprechen sie davon mit den Aeltern

des

des Mägdchens, mit welchen sie es richtig machen, ohne daß der junge Mensch etwas davon weiß, und ohne ihm die Freyheit zu lassen, die Frau, welche man ihm bestimmt hat, zu sehen. Eine wunderliche Gewohnheit, aus welcher gar oft die Ehescheidung folgt, da weder Neigung, noch Uebereinstimmung der Charaktere Theil daran hat.

Hier sind die Ceremonien, die man bey der Heyrath der Personen von einigem Stande beobachtet:

Wenn die Verwandten, ohne die Partheyen, die es am meisten betrifft, darum zu befragen, einig geworden sind, so nimmt man von beyden Seiten eine Frau an, welche Swascha genannt wird, und welche die Aufsicht über die Zubereitungen hat. Am Tage der Hochzeit begiebt sich die Swascha der Braut, mit funfzig bis sechzig Bedienten begleitet, die das Benöthigte zur Ceremonie auf den Köpfen tragen, in das Haus des Bräutigams, woselbst sie das Zimmer und das Bette, wo die Ehe vollzogen werden soll, zubereitet. Sie fängt an, vierzig Garben Rocken, die der Mann, nebst einigen Tonnen Gerste, Hafer, und andern Getraide, dahin hat bringen lassen, zurechte zu legen; und auf diese Garben macht sie das Brautbette, läßt hierauf alle

die

die Tonnen um das Bette setzen, und besorgt gleichfalls das übrige.

Nach diesen ersten Zubereitungen begiebt sich der Bräutigam, im Gefolge seiner Verwandten und eines Priesters, in das Haus der Braut. Man führt ihn daselbst in ein Zimmer, wo er eine Tafel mit dreyerley Speisen besetzt findet, die er aber nicht anrühren darf. Man bittet ihn unterdessen, sich in einen Stuhl zu setzen, den man für ihn zubereitet hat; allein einer von seinen Freunden hat ihn schon eingenommen, und gehet nicht eher heraus, bis er ihm Geld gegeben. Sobald er den Platz eingenommen hat, bringt man die Braut. Sie kömmt mit zerstreuten Haaren, in ihren schönsten Kleidern geputzt, den Kopf mit einem Schleyer bedeckt, dessen zwey Zipfel von zween Knechten getragen werden. In diesem Zustande setzt man sie neben ihren künftigen Ehemann; aber man hängt zwischen sie und ihn ein Stück Taffent, daß sie sich nicht sehen können. Es scheint, als unternähme man es, ihre Neugierigkeit zu erwecken.

Die Swascha der Braut flechtet ihr die Haare, welche sie rund auf dem Kopfe zusammen wickelt, und setzt ihr einen Kranz von Perlen und Edelsteinen auf, wovon ein Theil ihr bis auf den Busen, in Gestalt eines Blumen-

straußes

straußes herabhängt. Man putzt zu gleicher Zeit den Bräutigam; worauf die Swaschas und andere Weiber eine Weile um sie her tanzen. Hierauf bringt man eine Menge Brodt und Käse ins Zimmer, welche die Aeltern beyder Theile angeschafft. Nachdem sie der Priester gesegnet hat, trägt man sie in die Kirche. Ferner setzt man ein silbernes Becken, worinnen Geld, seidene Zeuge, Heu, Gerste, Hafer verwirrt untereinander liegt, auf die Tafel. Sobald es darauf steht, nimmt man der Braut den Schleyer ab, und die Swaschas werfen das, was im Becken ist, unter die Gäste: diese aber mögen das nehmen, was man ihnen zuwirft. Alsdann wechseln die Verwandten die Ringe des Brautpaars; ein Wechsel, der die Ehe schlüßt.

Sobald diese Ceremonie vollendet ist, so führt eine Swascha die Braut in einem Schlitten, der durch ein Pferd, welches ganz mit Fuchsschwänzen bedeckt ist, gezogen wird. Der Bräutigam, die Verwandten, und der Priester folgen ihr zu Pferde bis in die Kirche. Hier setzt sich das Brautpaar unter eine Art Thronhimmel von rothem Taffent, und bleibt einige Zeit daselbst, ohne daß der Priester zu ihnen redet, indem die Ceremonie mit einem Geschenke an ihn, das in gekochtem und gebratenem Fleische, und einigen Pasteten besteht, anfangen muß.

Sobald er das sieht, so nimmt er die Hände der Verlobten, über deren Köpfe man einige Bilder aufgehangen hat, und fragt sie zu dreyenmalen: ob sie in einer vollkommnen Vereinigung leben wollen. Nachdem man ihm mit Ja geantwortet, fängt er den 128. Psalm an, und singt den ersten Vers davon, das Brautpaar den zweyten, und sofort wechselsweise, bis zum Ende, und bey diesem Singen tanzen sie alle dreye, indem sie sich bey den Händen halten. Hierauf setzt er ihnen einen Blumenkranz auf den Kopf, und sagt diese Worte: „Seyd fruchtbar, und mehret euch: was GOtt zusammengefügt hat, „soll der Mensch nicht scheiden.„ Nachdem er diese Worte gesprochen, giebt man den Verwandten des Brautpaars eine angezündete Kerze. Einer von ihnen reichet dem Priester ein großes Glas Wein. Der Priester giebt es der Braut, die es halb austrinkt; der Bräutigam trinkt den Rest, wirft das Glas nieder, welches die Neuverlobten mit Füssen treten, und dazu sagen: „So müssen fallen und zerbrochen „werden alle, die einige Feindschaft zwischen „uns zu stiften versuchen wollen.„

Gleich darauf werden die neuen Eheleute durch die Swaschas mit Flachs und Harf bestreut, welches sie klein gehackt in einer Schüßel haben. Hierauf nimmt man den Rückweg

nach des Bräutigams Hause; und so schlüßt sich der zweyte Aufzug der hochzeitlichen Ceremonie, welche in der Kirche vorgeht.

Der Bräutigam, sobald er nach Hause kömmt, setzt sich mit seinen Verwandten und Freunden zu Tische, und erfreuet sich mit ihnen. Während dieser Zeit kleiden die Swaschas und die andern Weiber die Braut aus, und legen sie ins Bette. Sobald sie hinein ist, giebt man dem neuen Ehemanne Nachricht davon, welcher von Tische aufsteht, um zu ihr zu gehen. Sobald sie von seiner Ankunft Nachricht erhält, steht sie auf, bekleidet sich mit einem reichen Nachthabit, um ihm entgegen zu gehen. Der Bräutigam legt sie wieder ins Bette, kömmt bald darauf selbst hinein, ohne die Ehe zu vollziehen. Es ist hierzu noch nicht Zeit. Nach einer Viertelstunde stehen sie auf, und setzen sich zu Tische, wo man ihnen unter andern Speisen ein gebratenes Huhn vorsetzt, wovon der Mann ein Bein oder einen Flügel abreißt, und über seinen Kopf wirft. Nach Tische legt sich die Braut wieder ins Bette, und ihr Gemahl, ehe er zu ihr kömmt, giebt seinen Bedienten einige Geschenke, welche gewöhnlich in Marderfellen und andern bestehen; diese löschen ihre Fackeln in den Gerstentonnen aus, deren wir oben gedacht haben, und gehen alle fort, ausgenom-

men

men der älteste unter ihnen, welcher gewöhnlich ein alter vertrauter Hausgenosse ist. Dieser bleibt im Vorzimmer, wo es seine Pflicht ist, aufmerksam auf das Brautpaar zu hören. Sobald der Mann hustet, so bedeutet dieses, daß er nach dem Siege ruhet; alsdann hört man Trompeten, Pauken, und andere Instrumente, welche viel Lärm machen, um zu verkündigen, daß die Ehe vollzogen ist.

Dieses Geräusch dauert eine gute Stunde. Die neuen Eheleute stehen auf; man führt jedes in ein besonders Zimmer, wo man sie in einem von Wein, Wasser und Honig vermischten Bade wäschet; worauf die junge Frau ihrem Manne ein kostbares Hemde, das sie mit eigner Hand gemacht hat, selber überreichet, ihn ein großes Glas Aquavit trinken läßt, und alle beyde wieder zu Bette gehen. Der Tag darauf, und die folgende Tage werden gleichfalls gefeyert: und alsdann werden die Gäste, welche bis hieher fast nichts als Zuschauer gewesen sind, prächtig bewirthet.

Dieses sind die Ceremonien, welche bey der Verehlichung der Personen von Stande beobachtet werden. Bey gemeinen Leuten sind sie etwas unterschieden. Den Tag vor der Hochzeit schickt der Bräutigam der Braut einige Kleinigkeiten von geringem Werthe,

nach seinem Vermögen, zum Exempel einen Spiegel, eine Schachtel mit Schminke, und einige Kleider. Den Tag darauf finden sich alle Gäste bey der Braut ein, woselbst sie der Priester mit einem großen Kreuz segnet. Hierauf setzt man sich zu Tische, wo vor dem Brautpaar ein Spiegel steht, in welchem sie einander verliebte Blicke machen, während daß die Swaschas ihnen Händevoll gehacktes Heu auf den Kopf werfen; welches bey den Moskowitern ein Sinnbild der Fruchtbarkeit ist. Zu gleicher Zeit kömmt einer herein, der sich in ein langes Fell gewickelt hat, und den neuen Eheleuten so viel Kinder wünscht, als Haare auf diesem Felle sind. Ein Wunsch, der niemals eingetroffen, wie man gar leicht glauben wird: denn nur in Holland ist es einer Prinzeßin erlaubt, auf einmal so viel Kinder zu gebären, als Tage im Jahr sind. Hierauf führt man sie in die Kirche, wo sie der Priester singen und tanzen läßt, wie bey der Verehlichung vornehmer Personen.

Die verehlichten Frauenzimmer haben wenig Freyheit. Ihre ordentliche Beschäftigung ist nähen und sticken, in einem abgesonderten Zimmer, woraus sie selten kommen, außer in die Kirche, und bisweilen spazieren, oder ins Bad zu gehen. Haben ihre Männer

ner Gesellschaft, so putzen sie sich mit ihrem besten Anzuge, und schenken selber den Branntwein ein.

Heyrath der Lappländer.

Es hat unter den Lappländern eine hergebrachte Sage, welche nicht wenig beyträgt, eine Art von Schimpf auf den Jungfernstand zu werfen. Diese Völker, welche der Zauberey sehr ergeben sind, schließen von ihren Opfern und magischen Ceremonien die mannbaren Jungfern aus, und lassen nur die Weiber hinzu. Sie treiben ihren Aberglauben zu einem noch höhern Grade: sie bilden sich ein, daß es Geister giebt, die sich mit ihnen gemein machen, die ihnen das Zukünftige vorhersagen, wenn man sie darum befraget; die denen, welche sie anruffen, Gutes erweisen, und ihren Feinden schaden, wenn man sie darum bittet. Das gewöhnlichste Werkzeug, wodurch sie diese Dämons befragen, ist eine magische Trommel, aus einem hohlen fichtnen oder birknen Klotze gemacht. Dieses Werkzeug, oder dieses Hülfsmittel ihres Umganges mit den Geistern ist jedoch so heilig, daß sie keinem mannbaren Mägdchen erlauben, es anzurühren. Jeder Hausvater hat eine Trommel von dieser Art. Wenn es sich zuträgt,

daß man sie aus einem Orte in einen andern bringen muß, so trägt man sie zuletzt, nach allen andern Sachen, und nachdem die andern Personen alle aus der Wohnung weg sind. Dieses Wegtragen geschicht unter der Besorgung und Aufsicht des Mannes. Die Frau ist nicht dabey, weil man ihr über die Bagage und vornehmlich über ihre Kinder die Aufsicht aufgetragen hat. Man nimmt sogar Umwege, um ihr nicht zu begegnen. Man fürchtet aber nicht etwa sie, sondern die Mägdchen, die sie begleiten. Man besorget sogar, wenn drey Tage darnach, als die Trommel fortgeschafft worden ist, ein mannbares Mägdchen von ohngefähr über eben den Ort gehet, daß es plötzlich sterbe, oder ihm doch ein großes Unglück begegne: (denn selten ist eine davon gestorben) und um diesem Unglück vorzukommen, giebt das Mägdchen dem Hausvater, welchem die Trommel gehört, einen Ring von Meßing, zum Gebrauch für dieses Zauberinstrument, so ist der Fehler ausgesöhnt.

Man kann leicht denken, daß sich die Mägdchen nach dem Augenblicke sehnen, worinnen sie den Opfern und magischen Ceremonien beywohnen dürfen, und daß sie folglich so sehr, als möglich, mit dem Hochzeittage eilen. Allein, die Junggesellen müssen sie suchen.

chen. Wenn nun ein junger Lappländer seine Augen auf eine Lappländerin geworfen hat, so sagt ers seinem Vater. Dieser sucht sich eine Mittelsperson, (wenn er nämlich die Wahl seines Sohnes billiget,) beladet dieselbe mit einigen Flaschen Branntewein, und geht mit ihm in die Hütte, wo das Mägdchen ist. Man läßt sie hereinkommen: der Sohn kömmt in einem Weilchen nach, aber er bleibt an der Thüre der Hütte stehen, bis man ihn herein zu kommen bittet. Während daß er wartet, machen sein Vater und der Mittelsmann ihren Antrag an die Aeltern der jungen Lappländerin; jedweder erklärt seine Gründe, das ist, sein Begehren von einer, und die Schwürigkeiten auf der andern Seite: denn die von Natur geizigen Lappländer handeln stark mit den Töchtern. Um ihren Gründen mehr Nachdruck zu geben, trinken sie den Branntewein, der mitgebracht worden ist. Das Mägdchen ist bey diesen Unterhandlungen eben so wenig zugegen, als der Junggeselle; und beyde sind auch nicht beysammen. Das Mägdchen geht ihren ordentlichen Verrichtungen nach, und der Junggeselle bleibt an der Thüre der Hütte immer stehen. Da die Rennthiere der ganze Reichthum im Lande sind, so wird auch die Partie für desto vortheilhafter gehalten, jemehr ein Mägdchen Rennthiere hat.

Endlich wird der junge Mensch gebeten, herein zu kommen. Sind die Aeltern völlig, oder beynahe einig, und das Mägdchen ist gleich in der Hütte, so läßt man sie erscheinen: alsdann giebt ihr der Liebhaber einen Kuß auf den Mund, wobey zugleich eine Nase scharf auf die andere gesetzt wird; ohne welches der Gruß für kaltsinnig gehalten wird. Auf diese Begrüßungen folgen Geschenke, die der künftige Mann mitgebracht hat, und welche in Rennthierzungen, oder anderm dergleichen getrockneten und geräucherten Fleische bestehen. Das Mägdchen, das von ihren Aeltern und Freunden umgeben ist, schlägt die Geschenke aus, entweder aus Schaam, oder Bescheidenheit: allein zugleich giebt sie ihrem Liebhaber einen Wink, hinaus zu gehen, und ihr zu folgen. Wenn sie dann alleine mit ihm ist, schämt sie sich nicht alles anzunehmen. Alsdann bittet der verliebte Lappländer, bey ihr zu schlafen, und ordentlicher Weise thut sie ihm diese Gefälligkeit. Bisweilen aber schlägt sie es ab, und in diesem Falle wirft sie die Geschenke auf die Erde, welches das stärkste Zeichen ihrer Verweigerung ist. Oftmals ist diese Verweigerung gezwungen und durch den Geiz ihrer Aeltern verordnet, welche erfreut sind, die Geschenke zu behalten, die der Galan ihnen machen

chen muß, ehe man zur Unterhandlung kömmt, vornämlich aber seinen Branntwein zu trinken.

Wenn man in allem eins ist, und der Junggeselle zum Zeichen beyderseitiger Einwilligung bey seiner Geliebten geschlafen hat, so geht der Bräutigam, die Hochzeitgeschenke zu holen, und man feyert die Hochzeit, indem man des Bräutigams Branntewein im Ueberfluß trinket.

Der Eydam ist verbunden, seinem Schwiegervater ein ganzes Jahr lang zu dienen. Zu Ende des Jahres giebt dieser ihnen einen Schmauß, und der Mann führt seine Frau mit ihrer Mitgifft nach Hause.

In christlichen Familien läßt man das Brautpaar nicht eher zusammen, als bis sie in der Kirche gewesen, um den Trauungssegen zu erhalten; welches gleich geschicht, sobald das Mägdchen die ersten Geschenke ihres Liebhabers angenommen hat.

Die Fortsetzung folgt.

Betrachtung eines persianischen Philosophen über die Moden.

Die Feinde des Alkorans haben so ein schwaches Gehirn, daß sie sich täglich quälen, um neue

Verschönerungen ihres Körpers zu suchen. Es muß ihrem Geiste in der That recht wohl in diesem Gefängniß gefallen, oder er muß sich nicht entsinnen, daß es ein Kerker ist. Ich glaube nicht, daß man irret, wenn man beydes, in Ansehung der Ungläubigen, glaubt.

Bey ihnen besteht der beste Theil der Artigkeit darinne, sich nach der Mode zu equipiren. Ihr Geschmack ist darinne sehr fein, und ihr immer außerordentlicher Geist würde den Mann mit Erstaunen ansehen, der vor ihnen gekleidet erschiene, wie man vor zwanzig Jahren sich kleidete. Ob sie gleich selber diese Kleider getragen haben; so werden sie doch nicht anstehen, ihn thöricht zu nennen, so wenig bedarf es bey ihnen, um das für Thorheit zu halten, was sie sonst für Klugheit hielten.

Wir leben alle in der Sclaverey; wir hängen keineswegs von uns selbst ab, sondern von gewissem groben und der Vernunft unwürdigen Eigensinne, den wir, wenn wir ihn bey den Thieren wahrnähmen, ihnen nicht verzeihen würden. Die lächerlichste und die schlimmste Sclaverey aber ist die Begierde, die Moden immer zu verändern. Diese wunderliche Begierde quält die Christen eben so sehr, als Eigenliebe und Ehrsucht.

Nichts

Nichts begnüget diese Unruhigen. Ihr geschäftiger und künstlicher Geist hat nicht sobald neue Annehmlichkeiten in den Kleidungen erfunden, als er sie schon wieder ohne Ueberlegung zerstört. Der Geschmack der Unbeschnittenen ist so bald abwendig gemacht, als er vergnügt ist.

Sie finden dafür, daß sie ihre Vernunft zu Narrheiten erniedrigen, ihre Strafe in diesen eigensinnigen und ausschweifenden Veränderungen. Es ist dieses ohne Zweifel den Ungläubigen als eine Züchtigung auferlegt, weil sie das Licht ihres Geistes mißbrauchen, und sich desselben nur bedienen, um sich in die Abgründe der Dunkelheit zu stürzen.

Du wolltest sie ehemals deswegen entschuldidigen, und mit ihnen glauben, daß sie nur zur Bequemlichkeit des Körpers klügelten. Du glaubtest, daß die Mildthätigkeit sich mit darein mische, damit die Armen zu leben hätten. Ich versichre dich aber, daß es schändlich ist, aus den Kleidern, die den Menschen als ein Zeichen der Schande gegeben sind, den Stoff ihrer Ehre und ihrer Sorgfalt zu machen. Ich sage dir zugleich, daß die Mildthätigkeit gegen die Armen sich vielmehr in Ausübung der Gerechtigkeit, als in der Ausübung der Verschwendung zeigt, welcher nur eine Lockspeise zum Uebelthun ist.

Lerne, daß es für die Ungläubigen nicht gehört, mit Weisheit zu schlüßen. Wolltest du mit Blindgebohrnen vom Lichte reden? Die Gesundheit ist nicht für die, welche krank zu seyn Lust haben. Zweifle nicht, daß für diejenigen kein Gegengift ist, welche gern den giftigen Saft eines tödtlichen Krautes trinken.

Bedenke, daß das Leben kurz, und die Zeit allzukostlich ist, um sie auf Eitelkeit zu verwenden. Die geflügelte Weisheit fliegt unvermerkt davon, und entwischt uns oft wider unsern Willen. Wie oft hat nicht ihren Sitz und ihre Gestalt die Thorheit angenommen? Wir sehen das Uebel nur in der Ferne, und glauben niemals, hinan zu kommen; das Gute ist nahe, und wir haben nicht die Kraft, es zu empfinden. Du bist mit dem Brodte der Getreuen ernähret, und wirst am allgemeinen Gerichte den Ruhm des Propheten der Gläubigen sehen. Beklage diejenigen, die im Irrthume sind: der hütende Engel verschleußt ihnen die Thür des Paradieses.

Ich verstehe die verschiedenen Sprachen der Franken † nicht genugsam, um dir getreulich alle ausschweifende Namen zu melden, die ihre Thorheit den Moden beylegt. Nur magst du glauben, daß in diesem Punkte die Männer von den

† Franken heißen bey den Mahometanern alle Christen.

den Weibern weit übertroffen werden. Ich will dich doch einen Augenblick von dem großen Ernste der erhabenen Weltweisheit abwenden, und dir eine Probe von dem Lächerlichen der Christen geben.

Die Weiber haben ein wunderliches Gebäude auf dem Kopfe, welches keinesweges dient, um sie vor den Anfällen der Luft zu verwahren, Dieses Gebäude verändert seinen Namen, nachdem es seine Stellung verändert, und führet außerordentliche Namen, die den flüchtigen und veränderlichen Charakter der Christenweiber anzeigt. Die Zierrathen dieses Gebäudes heißen **Canons**, **Musquetairs**, **Favoriten**. Der Körper eines Weibes ist verschiedentlich versteckt, und man erblickt weder ihre Leibesgestalt, noch ihre Züge, als bis man sie an ihrem Nachttische überrascht. Sie sind eben so sorgfältig, ihren Geist zu verstecken. Die schönsten werden häßlich, weil sie ihre Schönheit vergrößern wollen; und die häßlichen scheinen schön, weil sie ihre Häßlichkeit übertünchen.

Die Mode verleitet die Christen, den außerordentlichsten Unordnungen zu folgen. Man hat Mittel, die das Völlige am Leibe benehmen, die aber auch dem Magen noch mehr, als dem Alter schaden; man hat andere, die ihn lebhafter machen, allein zugleich das Gehirn schwächen.

chen. Der Kopfputz der Männer ist eben so sonderbar, als der Weiber ihrer: der Kopf eines **Weltmannes** ist in einem Haufen gekräuselter und gelockter Haare vergraben, welcher halben Fußes hoch über die Stirne erhaben ist; die Gestalt daran verändert sich wenigstens alle Jahre. Diese falschen Haare sind eine große Hülfe, die Fehler des Angesichts und der natürlichen Haare zu verstecken, die Alten jung zu machen, und einem jungen Menschen ein völliger Ansehn zu geben. Es scheint, daß GOtt bey den Christen diese Narrheit zugelassen habe, damit eine Menge Arme leben können, welche ihre Köpfe der Haare berauben, um die Köpfe der Reichen damit zu zieren.

Die meisten Bequemlichkeiten des Lebens verlieren bey denen abendländischen Völkern ihren Nutzen, und werden Zierrathen. Das Kleid dient weniger zur Nothwendigkeit, als zur Eitelkeit; der Degen ist an der Seite des Furchtsamen; und der Stock in der Hand des Jünglings. Der Große ernähret sich ohne Hunger, in Gegenwart vieler Personen, um ihnen zu zeigen, wie er speiset.

Ich darf hier nicht vergessen, dir von der Verschwendung in der Nahrung zu sagen; die Kunst bestreitet darinne allzeit die Natur. Man thut den Elementen Gewalt an; die Luft wird bald

bald heiß, bald kühle; man läßt Wasser bey der Hitze des Hundsterns gefrieren; man zwingt die Erde, außer der Zeit Früchte zu geben. Siehe, wie sich die Natur, derer Franken wegen, widersprechen muß! Ist sie einfach und gleichförmig, so verachtet man sie.

Man setzt sich ohne Hunger zu Tische, aber man erzwingt den Appetit; wenn nothwendige Veränderungen im menschlichen Körper Eckel verursachen, so erfindet man Zwischenspeisen, und übriggewürzte Ragouts. Munterkeit und Gesundheit werden unnütze Güter, weil die Mode und Nachahmung darzu nöthiget, sich schwach und ungesund zu machen.

Man trägt das Auserlesenste auf die Tafel: man kennt das nicht was man ißt, bis man es durch vieles Kosten erräth. Speisen die sich für gemeine Gaumen nicht schicken, werden darinnen mit Pracht aufgesetzt: die Seltenheit giebt ihnen den Werth.

Diese beständige Künsteley, diese Geschicklichkeit dem Geschmacke zu schmeicheln, werden gar bald den Namen der Wissenschaft erhalten. Die Küche hilft zum Glücke; hat der Haushofmeister den Gaumen des Großen wohl studirt, so wird man ihn befördern.

Man überladet sich mit Essen und Trinken, wer sich am mäßigsten hält, wird für schwach und für einen schlechten Magen gehalten: Und dadurch entgeht er dem Vorwurfe, daß er klug und mäßig sey.

Man verbrennt sich mit starken Getränken; man erfrischt sich darauf durch kalte. Diese halten

ten durch ihre angenehme Frische das Ungestüm des erhitzten Blutes auf.

Diesen göttlichen Mahlzeiten muß man die wenige Gesundheit des Adels, den plötzlichen Tod der Großen, die Verarmung des Bürgers, und die Schwächlichkeit der Kinder zuschreiben.

Die Kunst, Speisen zubereiten, macht einen Hauptpunkt bey Erziehung der Töchter. Man sieht dahero sehr gewöhnlich Mütter, die in allen Ragouts gelehrt, in allen Verstellungen der Speisen erfahren, hingegen aber unfähig sind, den Leib und den Geist der Creaturen zu bilden, die sie zur Welt bringen.

Du, der du von der gründlichen Weisheit urtheilen kannst, weil du sie von Kindheit an gelernet hast; urtheile, ob es nicht Knechtschaft ist, dem lächerlichen Eigensinn der Mode zu folgen.

Gehe vom Aufgange zum Niedergange, kehre zum Mittage, und gehe nach Mitternacht zurück; du wirst überall den Irrthum sehen, denn er herrscht über den Geist der Menschen: aber sein Thron ist in den Ländern, die dem Gesetze des heiligen Alkorans ungehorsam sind. In den Ländern des Irrthums ist es, wo der tugendhafte Muselmann die Tugend zu treiben erlernen muß, indem er sie gegen das Laster vergleicht.

E N D E.

Görlitz,
gedruckt mit Fickelschererischen Schriften.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kretschmann, Karl Friedrich, 1738-1809 / Kretschmann, Karl Friedrich, / Spieckermann, Adam Jakob,

Bibliothek der Damen; oder Sammlung lehrreicher und angenehmer Abhandlungen zur Bildung, Nutzen und Vergnügen des schönen Geschlechts

Zittau ; Görlitz 1766

H.g.hum. 17 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10434691-2
VD18 13398989